

Historische Studien

unter Mitwirkung der Herren Universitäts-Professoren: G. Beckmann,
G. v. Below, A. Cartellieri, F. Delitzsch, W. Goetz, H. Holtzmann,
P. Joachimsen, H. Lietzmann, Ed. Meyer, F. Philipp, H. Reinke-Bloch,
R. Sternfeld, F. Vigener, A. Wahl, G. Wolff, J. Ziekursch u. a.

herausgegeben von Dr. E. Ebering.

— Heft 169 —

Die Pläne einer Reform des Münzwesens bis zum Tode Kaiser Sigmunds

Von

Dr. Hans Stümke

BERLIN

1927

Nachdruck mit Genehmigung vom
Matthiesen Verlag, Lübeck

KRAUS REPRINT LTD.

Vaduz
1965

Reprinted from a copy in the collections of
The New York Public Library

Printed in the United States of America

Inhalt.

	Seite
<i>I. Die Entwicklung des Goldmünzwesens in Deutschland bis zum Jahre 1400</i>	7
a) Die Einbürgerung der Goldmünze in Deutschland	7
b) Die Anfänge der kurfürstlichen Vertragspolitik	9
c) Die Münzpolitik der Städte	11
d) König Wenzels Münzgesetze	12
e) Die Münzverträge der Kurfürsten von 1386 und 1399	12
<i>II. Die Münzreformversuche zur Zeit König Ruprechts (1400—1410)</i>	14
a) Das Münzgesetz vom Jahre 1402	14
b) Reformvorschlag eines niederländischen Münzmeisters	18
c) Die Verhandlungen zwischen der Stadt Köln und dem Erzbischof von Köln	20
d) Die Münzverordnung für Franken 1407	23
e) Die Reformverhandlungen des Jahres 1409	24
<i>III. Die Reformversuche Sigmunds bis zum Jahre 1420</i>	35
a) Die Verhandlungen Sigmunds mit den Städten 1415—1417	35
b) Der kurfürstliche Münzvertrag vom Jahre 1417	39
c) Die Münzpolitik Sigmunds seit 1417	49
<i>IV. Die Reformbestrebungen bis zum Jahre 1427</i>	45
a) Das kurfürstliche Verhalten bis 1425	45
b) Die Münzpolitik Konrads von Weinsberg	47
c) Der königliche Reformvorschlag vom Jahre 1426	48
d) Die königlich-kurfürstlichen Verhandlungen und die Haltung der Städte 1426—1427	51
<i>V. Sigmunds Reformbestrebungen bis zu seinem Tode (1437)</i>	55
a) Das Verbot der königlichen Münzen 1432	55
b) Die Verhandlungen auf dem Städtetage zu Frankfurt 1433	60
c) Sigmunds Reformversuch im Jahre 1434	61
d) Der Reichstag zu Eger 1437	65
<i>VI. Schluß</i>	70
a) Die „Reformation des Kaisers Sigmund“	70
b) Die Aussichten für die Reichsreform nach Sigmunds Tode	73

Literatur.

a) Quellensammlungen und Regesten.

- Deutsche *Reichstagsakten*, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayrischen Akademie der Wissenschaften. Band 1—13. München 1867—1916.
- Codex Diplomaticus Rheno-Mosellanus*. Band 3. Koblenz 1825.
- Hirsch, Joh. Christoph*: Des Teutschen Reiches Münzarchiv. Teil 1 und 7. Nürnberg 1756. 1761.
- Hontheim*: *Historia Trevirensis diplomatica*. Band 2. Vindelicorum et Herbipoli 1750.
- Lacomblet*: *Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins*. Band 3. Düsseldorf 1840.
- Würdtwein, Stephan Alexander*: *Diplomataria Maguntina*. Band 1. 2. Maguntiaci 1788. 1789.
- Zeumer, Karl*: *Die Goldene Bulle Kaiser Karls IV. (Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit. Band 2. Weimar 1908.)*
- Die Reformation des Kaisers Sigmund*, hrsg. von Heinrich Werner. (Archiv für Kulturgeschichte. Ergh. 3, 1908.)
- Inventare des Frankfurter Stadtarchivs*. Band 4. Frankfurt a. M. 1894.

b) Darstellungen.

- Albrecht, Joseph*: *Mitteilungen zur Geschichte der Reichsmünzstätten zu Frankfurt a. M., Nördlingen und Basel in dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts, insbesondere während ihrer Verwaltung unter Konrad von Weinsberg*. Heilbronn 1835.
- Altmann, Wilhelm*: *Die Wahl Albrechts II. zum römischen Könige. (Historische Untersuchungen. Heft 2. Berlin 1887.)*
- Cahn, Julius*: *Münz- und Geldgeschichte von Konstanz und des Bodenseegebietes im Mittelalter bis zum Reichsmünzgesetz von 1559. (Cahn: Münz- und Geldgeschichte der im Großherzogtum Baden vereinigten Gebiete. Band 1. Heidelberg 1911.)*
- *Münz- und Geldgeschichte der Stadt Straßburg im Mittelalter. Phil. Diss. Straßburg 1895.*
- *Der Rappenmünzbund. Heidelberg 1901.*
- Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Band 1. Leipzig 1862.*
- Doren, Alfred*: *Zur Reformatio Sigismundi. (in: Historische Vierteljahrschrift. Jg. 21, 1922.)*

- Eheberg, K. Th.*: Ueber das ältere deutsche Münzwesen und die Hausgenossenschaften, besonders in volkswirtschaftlicher Bedeutung. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, Band 2, Heft 5. Leipzig 1879.)
- Finke, Heinrich*: König Sigmunds reichsstädtische Politik von 1410—1418. Phil. Diss. Tübingen 1880.
- Günter, H.*: Das Münzwesen der Grafschaft Württemberg. Stuttgart 1897.
- Haller, Johannes*: Ueberlieferung und Entstehung der sogenannten Reformation Kaiser Sigmunds. (in: Festgabe von Fachgenossen und Freunden Karl Müller zum siebenzigsten Geburtstag dargebracht. Tübingen 1922.)
- Harms, Bernhard*: Die Münz- und Geldpolitik der Stadt Straßburg im Mittelalter. (Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Ergb. 23. Tübingen 1907.)
- Inama-Sternegg, K. Th. v.*: Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Band 3, 2. Leipzig 1901.
- Joseph, Paul*: Goldmünzen des 14. und 15. Jahrhunderts. (Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. N.F. Band 8. Frankfurt a. M. 1882.)
- Köhne, Karl*: Studien zur sogenannten Reformation Kaiser Sigmunds. (in: Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Band 6, 1898.)
- Kruse, E.*: Kölnische Geldgeschichte bis 1386 nebst Beiträgen zur kurrheinischen Geldgeschichte bis zum Ende des Mittelalters. (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Ergb. 4. Trier 1888.)
- Lamprecht, Karl*: Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Band 2. Leipzig 1901.
- Luschin v. Ebengreuth, A.*: Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Abt. 5. München u. Berlin 1904.)
- Molitor, E.*: Die Reichsreformbestrebungen des 15. Jahrhunderts bis zum Tode Kaiser Friedrichs III. (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Heft 132. Breslau 1921.)
- Noß, Alfred*: Die trierische Goldmünze in Offenbach am Main. (in: Numismatische Zeitschrift. N.F. Band 6. [Ganze Reihe 46] 1914.)
- Die Münzen der Erzbischöfe von Köln 1306—1547. (Die Münzen und Medaillen von Köln. Band 2. Köln 1913.)
- Die Münzen von Trier. Teil 1. Abschnitt 2. (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. Band 30. Bonn 1916.)
- Parisius, Georg*: Erzbischof Kuno II. von Trier in seinen späteren Jahren 1376—88. Phil. Diss. Halle 1910.
- Schalk, Karl*: Der Münzfuß der Wiener Pfennige in den Jahren 1424 bis 1480. (in: Numismatische Zeitschrift. Band 12. 1880.)
- Schönberg, Gustav*: Finanzverhältnisse der Stadt Basel im 14. und 15. Jahrhundert. Tübingen 1879.
- Schröder, Richard*: Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. 6. Aufl. Leipzig 1919.
- Schulz, Hans*: Die sogenannte Reformation Kaiser Sigmunds. Eine soziale Reformschrift des 15. Jahrhunderts. (in: Monatshefte der Communiengesellschaft. Band 8. 1899.)
- Vahlen, Alfred*: Der deutsche Reichstag unter König Wenzel. Leipzig 1892.

- Wendt, H.:* Der deutsche Reichstag unter König Sigmund bis zum Ende der Reichskriege gegen die Hussiten 1410—31. (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Heft 30. Breslau 1890.)
- Werner, Heinrich:* Die Reform des weltlichen Standes nach der sogenannten Reformation des Kaisers Sigmund im Lichte der gleichzeitigen Reformbestrebungen im Reiche und in den Städten. (in: Deutsche Geschichtsblätter. Band 4. 1903.)
- Zickel, E.:* Der deutsche Reichstag unter König Ruprecht von der Pfalz. Phil. Diss. Straßburg 1908.
-

I. Die Entwicklung des Goldmünzwesens in Deutschland bis zum Jahre 1400.

a) Die Einbürgerung der Goldmünze in Deutschland.

Während des 13. Jahrhunderts hatte sich in den Nachbarländern des Deutschen Reiches unter dem Einflusse des umfangreichen Handels mit dem Orient ein Goldumlauf allgemein eingebürgert, der auch von Italien und Frankreich nach Süddeutschland und in das Rheinland vordrang. Doch fast ein Jahrhundert verging, ehe sich in Deutschland eine Aenderung der Geldzirkulation oder gar der Münzgebarung bemerkbar machte. Erst, seitdem im Jahre 1325 Böhmen¹ mit der Goldmünzprägung begann und die in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts eingetretene Wertsteigerung² des Goldes seit etwa 1330 nachließ, trat ein völliger Umschwung ein. Ueberall im Reiche machte sich das Bestreben bemerkbar, eine eigene Goldmünze zu erhalten, wodurch bald eine starke Zersplitterung herbeigeführt wurde. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts waren die ausländischen Gepräge — der Florentiner fiorino d'ore, der französische Schildgulden, der englische Nobel und für den Osten der Zecchino d'oro Venedigs — fast ganz verdrängt und hatten den Gulden³ der Erzbischöfe von Mainz,

1. Inama-Sternegg: a. a. O. Bd. 3, 2. S. 408.

2. Wertverhältnis von Gold zu Silber (ungemünzt) (nach Inama-Sternegg: a. a. O. Bd. 3, 2. S. 404 ff.):

im 13. Jahrhundert etwa	1 : 10
Steigerung bis 1330	1 : 14 bis 1 : 16
Wertsenkung nach 1330 auf	1 : 12
1386 (Kruse: a. a. O. S. 82)	1 : 11, 5.

3. Zur Uebersicht sei hier der Wert einzelner Guldensorten in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Gramm Silber angegeben (nach der Reduktionstabelle von K. Lamprecht: a. a. O. Bd. 2. S. 462):

Genuesischer Gulden (1372)	36,562 g Silber
----------------------------	-----------------

Köln und Trier und der Reichsstädte Nürnberg und Frankfurt Platz machen müssen. Oesterreich, Ost- und Norddeutschland blieben den böhmischen, ungarischen und Lübecker Gulden vorbehalten. Von Reichswegen wurde den einzelnen Münzherren bei der Erteilung von Privilegien vorgeschrieben, die Ausprägung nach Art des Florentiner Guldens vorzunehmen, und dabei nicht bloß Schrot und Korn,⁴ sondern auch sein Gepräge⁵ zur Norm genommen. Da dieser aber im Laufe der Zeit von seinem ursprünglichen Feingehalte abwich und die vom Kaiser ausgegebenen Privilegien nur ganz allgemeine Vorschriften enthielten, blieb die genauere Festsetzung des Münzfußes und auch des Münzbildes⁶ schließlich den Münzherren selbst überlassen. Damit wurde das territoriale Münzsystem im umfassendsten Sinne auch für das Goldmünzwesen von Seiten des Reiches anerkannt und der Zersplitterung auf jede Weise Vorschub geleistet, denn, abgesehen von vereinzelt neuen Verleihungen, machte sich die Münzhoheit des Reiches nicht bemerkbar, da es sich mit der nominellen Oberhoheit und der allgemeinen Oberaufsicht begnügte. Eine endgültige Bestätigung erhielt diese ganze Entwicklung durch die Goldene Bulle⁷ Kaiser Karls IV. vom Jahre 1356, die sich mit dem Münzwesen nur so weit beschäftigte, als es für die Zusammenfassung der bisher an die Kurfürsten verliehenen Privilegien in Frage kam.

Ungarischer Gulden (1372)	36,562 g Silber
Böhmischer Gulden (1372)	„ „
Dukaten (1372)	„ „
Gulden von Deutz (Köln 1372)	36,075 g Silber
Gulden von Koblenz (Trier)	„ „
„ „ Oberwesel (Trier)	„ „
„ „ Mainz	„ „
„ „ Bacherach (Pfalz)	„ „

4. Sein Feingehalt betrug um 1252 24 Karat, d. h. er wurde so fein, wie es die technischen Mittel damals erlaubten, ausgebracht. (Hegel in: Chroniken der deutschen Städte, Bd. 1, S. 228; Lamprecht a. a. O. Bd. 2, S. 460 ff.)

5. Die eine Seite des Florentiner Guldens trug das Bild Johannes des Täufers.

6. Seit etwa 1370 verschwindet die Florentiner Lilie von den deutschen Goldmünzen und wird durch Wappen und andere Hoheitszeichen ersetzt. Nur Johannes der Täufer wird noch längere Zeit als Münzbild beibehalten.

7. Zeumer: a. a. O. T. 1, S. 51—57 und T. 2, S. 25.

b) Die Anfänge der kurfürstlichen Vertragspolitik.

In dem Maße, als die den einzelnen Reichsständen eingeräumte Münzgerechtigkeit an Inhalt gewann, nahmen die Münzherren eine immer weiter gehende Ausnutzung des Regals für sich in Anspruch, das sie schließlich zu einer auf ihr Gebiet beschränkten Münzhoheit umwandelten, bei welcher der finanzielle Ertrag stets die Hauptsache blieb.⁸ Die Münzpolitik gestaltete sich infolgedessen so einseitig, daß der Allgemeinheit daraus die größten Nachteile erwuchsen. Allen anderen weit voraus in seinen Freiheiten ging das Erzbistum Trier, in dem schon lange Zeit vor der Goldenen Bulle das territoriale Münzregal ausgebildet war und dessen Erzbischof Kuno von Falkenstein (1362—1388) durch die Urkunde Karls IV. vom 31. Mai 1376⁹ das Recht erhielt, „ut in civitate Trevirensi, ubi voluerint, et extra, in oppidis, castris, villis et locis quibuscumque, sui domini vel districtus, monetam auream et argenteam fabricari, cudi atque mutari libere facere possint toties, quoties voluerint, et prout videbitur expedire, nec in hoc per nos, vel quemvis alium, debebunt quomodolibet impedi“¹⁰. Von Bedeutung ist das Privileg, weil es in seinen Bestimmungen weit über die Goldene Bulle hinausgeht und dem Erzbischof Rechte einräumt, die bisher noch immer von der Reichsgewalt gewahrt worden waren. Auch die Genehmigung, „ut in terra seu dominio suo, ubi talis moneta cudetur, nec mercimonia, nec victualia, emantur vel vendantur alia pecunia, praeterquam iis denariis, ibi fabricatis“, steht allein da und findet seine Erklärung nur darin, daß Kurfürst Kuno für sein Diözesangebiet die Vereinheitlichung des gesamten Gold- und Silbermünzwesens erreichen und den Umlauf aller anderen Währungen zu Gunsten seiner eigenen nach Möglichkeit eindämmern wollte.¹⁰ Dies hinderte ihn aber nicht, der Münzpolitik seiner Vorgänger in dem Bestreben zu folgen, für den an Ausdehnung immer mehr zunehmenden Handel und Verkehr eine Münze zu schaffen, welche innerhalb größerer Ge-

8. Luschin v. Ebengreuth: a. a. O. S. 215 f.

9. Hontheim: a. a. O. Bd. 2. S. 266. Siehe dazu Parisius: a. a. O. S. 61 f.; Lamprecht: a. a. O. Bd. 2, S. 354 ff.; Noß: Die Münzen von Trier, Bd. 1, 2. S. 120.

10. Kuno von Falkenstein nutzte das Privileg von 1376 nur für den engeren Bezirk seines Erzstiftes, während er in seinem Territorialbesitz am Rheine die Vertragspolitik seiner Vorgänger weiter fortsetzte.

biete, als bloß in den begrenzten Territorien, Gültigkeit hatte und sich in die lokalen Silberwährungen so einordneten, daß die Schwierigkeiten des Wechselgeschäftes und der Umrechnung möglichst behoben wurden. Dieser Gedanke führte im Jahre 1348 zum ersten Münzvertrage¹¹ in den rheinischen Gebieten, dem ebenso wie dem folgenden Uebereinkommen vom Jahre 1354¹² die feste Basis einer einheitlichen Grundlage des Silbermünzsystemes selbst in den einzelnen Territorien fehlte.

Die durch die beiden Verträge eingeleitete Münzvertragspolitik führte erst nach langen Bemühungen zu Anfang der siebenziger Jahre des 14. Jahrhunderts zu einem abschließenden Ergebnis. Erzbischof Kuno richtete vorerst sein Bestreben auf seine Nachbarn in Luxemburg und Köln, mit welchen er 1371 und 1372 richtunggebende und die Grundlagen für weitere Abmachungen schaffende Verträge abschließen konnte; schon das Uebereinkommen mit dem Herzog Wenzel von Luxemburg¹³ läßt die Absicht möglichst umfassender zukünftiger Vereinbarungen erkennen.¹⁴ Zu diesem Zwecke wurde auch eine einfache Relation zwischen der Goldmünze und den in den Vertragsgebieten umlaufenden Silberwährungen angestrebt, wobei aber dem Gulden nur in ganz beschränktem Maße die Vertretbarkeit des Silbers eingeräumt wurde; man dachte nämlich nicht daran, eine Doppelwährung einzuführen, sondern ließ die Silbermünze nach wie vor als Hauptwährung bestehen, so daß also niemand verpflichtet war, eine Zahlung — auch wenn sie in Gold festgesetzt worden war — in Gold zu leisten.¹⁵

11. Münzvertrag zwischen Trier, Köln, Luxemburg und Jülich. Cod. Rheno-Mos. Bd. 3, nr. 354.

12. Münzvertrag zwischen Trier, Köln und Mainz. Hontheim: a. a. O. Bd. 2, S. 184.

13. Vertrag vom 10. VIII. 1371. Hontheim: a. a. O. Bd. 2, S. 255.

14. Nach dem Vertrage von 1371 sollte ein 23 karätiger Gulden mit dem Gewichte des Mainzer Guldens geprägt werden. Dies läßt den Schluß zu, daß der Mainzer Gulden schon damals seine beherrschende Stellung am Mittelrhein innehatte und daß Kuno von Trier die Möglichkeit eines Abkommens mit Mainz in Erwägung zog. Am Niederrhein hatte sich der Kölner Gulden gleichfalls schon durchgesetzt, wodurch sich die Bestimmung des Vertrages von 1372 erklären läßt: „as gut as man sy hude zu daghe zu Duytze sleit“ (Vertrag zwischen Trier und Köln vom 8. III. 1372. La-comblet: a. a. O. Bd. 3, nr. 717).

15. „... of yeman koufmanschaf ind gut gulde umb gulden, de mach vur den gulden geiuen eichtzien der wysser penninge vurschriuen ind eynen

c) Die Münzpolitik der Städte.

Alle bisherigen Münzverträge waren ohne das Zutun der Städte oder der Reichsgewalt, also nur auf dem Wege der Verhandlungen zwischen den beteiligten Münzherren entstanden. Das Bild änderte sich erst, seitdem in den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts die Gefahr einer hemmungslosen Ausbeutung der Münzgerechtsame durch die Fürsten sich vergrößerte und die Städte zum Eingreifen veranlaßte. Die ersten Anzeichen der städtischen Bestrebungen, auf die fernere Ausgestaltung der Währung Einfluß zu gewinnen, sind in dem Gesetze König Wenzels vom 9. August 1382¹⁶ erkennbar. Seitdem haben die Städte nichts unversucht gelassen, durch Unterstützung der Reichsgewalt gegen die Fürsten, besonders aber gegen die rheinischen Kurfürsten, ihre Interessen zu wahren und sich so weit durchzusetzen, daß ohne sie kaum mehr Entscheidungen gefällt werden konnten. Ihre Währungspolitik wurde dabei völlig von den Bedürfnissen des Handels bestimmt, so daß auf ihrer Seite der Eigennutz fast ganz zurücktrat und nur ab und zu in der Frage der Silbermünzgebarung zur Geltung kam. Darin lag auch ein Widerspruch ihres Verhaltens begründet: während sie „um des gemeinen Kaufmanns willen“ eine im ganzen Reiche geltende Goldwährung durchzusetzen bestrebt waren, wehrten sie sich auf das Entschiedenste gegen eine Beseitigung der territorialen Silbermünzsysteme, nur weil dadurch ihre Einnahmen aus dem Prägerecht und dem Wechselgeschäft erheblich geschwächt werden mußten. Eine Ausnahme machten hierin nur die Städte Schwabens und des Bodenseegebietes.

haluen, ind damit sal sich lassen genuegen dergheen, dem die bezalinge geschien sal. Vort sowilgh man dem anderem schuldich is zu geiuen erfliche rente an guldenen, de sal die rente schuldich syn zu bezalen mit guldenen. Vort sowilgh man van dem anderem gulden entfange hette, de sal yn wederumb mit guldenen schuldich syn zu bezalen. Ind were yeman. he were we he were, de dem anderem payment geleent hette ind nyet payment weder neimen weulde, mer mit guldenen bezailt syn weulde, de sal dem heirren. da he onden gesessen is, in sulghe boisse ind pine geuallen syn, die darop gesat is“ (Lacomblet: a. a. O. Bd. 3, nr. 717).

16. R. T. A. I. nr. 201. Der König suchte mit diesem Gesetze der Silberwährung eine bessere Grundlage zu geben, indem er für das ganze Reich eine Norm, nach der geprägt werden sollte, festsetzte.

d) König Wenzels Münzgesetze.

Im Unterschiede zu der späteren Gesetzgebung beschäftigten sich die Gesetze König Wenzels fast ausschließlich mit der Silbermünze — dem Heller — und ihrem Wertverhältnisse zum Gulden, wobei ihr Geltungsbereich kaum über Süddeutschland hinausging. So verhielt es sich auch mit der Münzverordnung vom 16. Juli 1385¹⁷ und ihren beiden Uebergangsgesetzen.¹⁸ Hervorgegangen sind sie aus den durch das Vorgehen des Schwäbischen Städtebundes veranlaßten Beratungen mit dem Könige. Im Entwurfe zu dem Gesetze sind die städtischen Forderungen, infolge der zuerst ablehnenden Haltung der Fürsten, fast vollkommen berücksichtigt worden, erst später — nach anscheinend langwierigen Verhandlungen — wurden die Fürsten mit den Städten gleichgestellt. Obwohl von Seiten der letzteren alles geschah, um den Erfolg des Gesetzes sicherzustellen, scheiterte seine Durchführung letzten Endes doch an der Unzufriedenheit der Fürsten, welche eine Gleichberechtigung der Reichsstädte, oder gar ein Aufsichtsrecht derselben über die Münsausprägung nicht anerkennen wollten und deshalb alles daransetzten, um ihre Freiheiten und ihre Selbständigkeit im Münzwesen aufrechtzuerhalten. Die infolgedessen entstehende Verwirrung — die alten Heller wurden auch weiterhin und besser als die neuen ausgebracht — wurde so groß, daß die Bodenseestädte gezwungen waren, im Mai 1387 die weitere Annahme der neuen Heller zu verbieten.¹⁹ Damit war das Verlangen der süddeutschen Städtebünde nach einem einheitlichen Silbermünzsysteme gescheitert und konnte auch durch das Gesetz Wenzels vom Jahre 1390²⁰ nicht erreicht werden, da die Reichsautorität nicht die genügenden Machtmittel dazu besaß.

e) Die Münzverträge der Kurfürsten von 1386 und 1399.

Gerade in dieser Zeit gelang es, die von den Erzbischöfen von Trier eingeleitete, und mit Zähigkeit durchgeführte Währungspolitik mit dem Vertrage der vier rheinischen Kurfürsten

17. R. T. A. I. nr. 260. Siehe hierzu Cahn: Münz- u. Geldgeschichte von Konstanz, S. 194 ff.

18. R. T. A. I. nr. 261. 262.

19. Cahn: Münz- u. Geldgeschichte von Konstanz, S. 198.

20. R. T. A. II. nr. 150.

vom Jahre 1386²¹ abzuschließen und damit dem rheinischen Gulden innerhalb Deutschlands die herrschende Stellung zu verschaffen, welche er bis in die Neuzeit hinein behalten sollte. Zugleich aber begann mit der jetzt erfolgenden Aufgabe der Ausprägung nach Florentiner Art die langsame Verschlechterung der Gulden und leitete damit die im Anfange des 15. Jahrhunderts einsetzende Zerrüttung des deutschen Goldmünzwesens ein, welche trotz aller Gegenmaßnahmen und Reformversuche nicht zu beseitigen war. So konnte es nicht verhindert werden, daß ein Unterschied zwischen rheinischen Gulden und Dukaten — wie man bald die italienischen und ungarischen Goldmünzen zu bezeichnen pflegte — gemacht wurde.²² In Bezug auf die Förderung des Goldumlaufes ging der Vertrag nicht über die früheren Abmachungen hinaus, denn von einer gegenseitigen Vertretbarkeit von Gold und Silber ist noch immer nicht die Rede; beide Sorten werden ohne Unterschied als Zahlungsmittel angesehen und der Grundsatz aufgestellt, daß Goldschuld mit Gold und Silberschuld mit Silber zu bezahlen sei.²³

Lange konnte indessen der durch das Uebereinkommen bestimmte Goldgehalt nicht aufrechterhalten werden; schon im Jahre 1399²⁴ sahen sich die Kurfürsten gezwungen, ihn auf 22½ Karat zu vermindern. Der Grund hierzu war wohl, abgesehen von der finanziellen Ausbeutung des Goldmünzregals durch die Landesherren, hauptsächlich in dem herrschenden Goldmangel und der infolgedessen wieder steigenden Relation zwischen Gold und Silber zu suchen, weswegen meist eine Umprägung ausländischer Münzen unter Verringerung des Feingehaltes vorgenommen werden mußte.

21. R. T. A. I. nr. 286. Ueber die Bewertung der Urkunde vom 21. November 1385 (R. T. A. I. nr. 285) siehe R. T. A. I. S. 512, Anm. 1 und die abweichende, aber richtigere Ansicht in Noß: Die Münzen von Trier, Bd. I. 2, S. 82 ff. und: Die Münzen der Erzbischöfe von Köln, S. 121. — Inhaltlich stimmen beide Verträge fast vollständig überein und weichen nur inbetrreff der Silbermünze voneinander ab.

22. Nach Lamprecht: a. a. O. Bd. 2, S. 460 ff. beträgt der

Goldwert des Florentiner Guldens	3,656 g Gold
„ des rheinischen Guldens (1386)	3,399 g „
„ „ „ (1399)	3,325 g „
„ „ „ (1409)	3,250 g „

23. R. T. A. I. nr. 286, art. 12.

24. R. T. A. III. nr. 62.

II. Die Münzreformversuche zur Zeit König Ruprechts (1400 — 1410).

a) Das Münzgesetz vom Jahre 1402.

An den Verträgen von 1386 und 1399 war die Reichsgewalt nicht beteiligt, denn erst König Ruprecht machte den ernsthaften Versuch, das Goldmünzwesen von Reichswegen durch Gesetz oder Vereinbarungen zu regeln, und nahm bald nach seinem Regierungsantritt die Verhandlungen mit den Kurfürsten auf. Bei Gelegenheit der Beratungen über den geplanten Romzug hatten die Städte die Münzangelegenheiten zur Sprache gebracht und die Einberufung eines Tages durchgesetzt, mußten sich aber bald überzeugen, daß eine Regelung der Währungsverhältnisse nicht zu erwarten sei, solange die Fürsten nicht durch geeignete Maßnahmen zum Entgegenkommen gezwungen würden. Es kam auch tatsächlich nicht zu einer Beschlußfassung, denn die Beratung wurde vertagt, wobei der König eine Benachrichtigung über weitere Schritte zusagte; hierdurch ließen sich aber die Städte nicht beruhigen, da sie eine Verschleppung durch die Kurfürsten befürchten mußten, und verhandelten deshalb untereinander weiter, ohne daß sie sich anscheinend über den einzuschlagenden Weg klar werden konnten. Die Größe der Verwirrung zeigt recht deutlich ein Brief Nürnbergs¹ an Frankfurt vom 31. Mai 1402: Die Gulden, welche (nach dem Vertrage von 1399) einen Feingehalt von 22½ Karat haben mußten, würden täglich minderwertiger; „so geen nü yeczunden vil newer reynischer guldein, die newr 21 garad haben, und vindet man auch dabey etlich new reynisch guldein, die under 21 garad haben, und darczu sind auch gar vil reynischer guldein an dem gewihte vast gering und czu leihte“. Infolgedessen herrsche Notdurft im Lande, da alle Leute großen Schaden erlitten und es schon dazu gekommen sei, daß man an einzelnen Orten für 100 alte Gulden 105 und mehr neue gegeben hätte.

Zur Beseitigung dieser Schäden verlangte Nürnberg, daß die Städte die in Aussicht stehende Beratung des Königs mit den Kurfürsten zu Mainz für etwaige Schritte benutzten und darauf drängten, „daz die reynischen guldein bey werden beliben, und daz man keinen mer slüge dann die zu minsten 22

1. R. T. A. V. nr. 220.

garad heten an dem striche, und daz auch die reynischen guldein die rehten wag und gewihte, als daz von alter herkomen ist, völiklichen heten, also daz in fürbaz an striche noch an gewihte niht mer abgeseczt würde". Es kam also Nürnberg nicht auf eine durchgreifende Reform an, da es ihre Durchführbarkeit bei dem wahrscheinlichen Widerstreben der Kurfürsten doch bezweifeln mußte; es wollte nur eine gute Ausprägung nach Gewicht und Feingehalt erreichen, wobei die Stadt sogar eine geringe Verminderung des Goldgehaltes hinzunehmen bereit war. Anders Straßburg. Nach der von J. Cahn inhaltlich mitgeteilten Instruktion² an die Straßburger Ratsfreunde sollte auf Erhaltung des Münzfußes von 22½ Karat, wobei 66 Gulden auf die Mark gingen, gedrungen und beantragt werden, „jeder Kurfürst möge ein eigenes Gepräge³ annehmen, damit man ihre Goldstücke besser unterscheiden könne; es möchten ferner überall Guldenproben vorgenommen und nur die vollwichtigen Stücke im Verkehr zugelassen werden."

Gestützt auf das Verlangen der Städte wurden von König Ruprecht die Verhandlungen zu Mainz geführt, in deren Verlaufe Vorschläge zur Beratung gestellt wurden,⁴ wonach der König, die Kurfürsten und andere Fürsten, die das Recht der Münzprägung ausübten, fortan Gulden zu 22½ Karat schlagen sollten, welche an Feingehalt und Gewicht gleichwertig seien, und von denen 66 auf eine Mark gingen. Die bisher geprägten Goldmünzen sollten dem Werte der neuen Gulden entsprechend im Verkehr gelassen werden, und zwar die an Feingehalt und Gewicht gleichwertigen als vollwertige Münze; was aber dem unterwertigen Gelde an Wert fehle, solle man „daran erfüllen, also daz sie nach irem werde genommen werden, nach deme als die nüwen gulden ufgesaczt sin". In scheinbarem Widerspruche

2. Cahn: Münz- und Geldgeschichte der Stadt Straßburg, S. 135.

3. Cahn folgert hieraus, daß die Einführung eines gemeinsamen Gepräges für die königlichen und kurfürstlichen Münzstätten durch das Gesetz von 1402 nur infolge des Druckes der Städte unterblieben sei; dem widerspricht aber das ganze Verhalten der Kurfürsten, besonders auch zur Zeit König Sigmunds. Da in keiner der städtischen Korrespondenzen eine ähnliche Anschauung vertreten wird, ist anzunehmen, daß vornehmlich die Kurfürsten dem Gedanken eines einheitlichen Gepräges widerstrebten und ihn aus münzpolitischen Gründen zu Fall brachten

4. R. T. A. V. nr. 223, I.

hierzu steht der Vorschlag: der König solle überall gebieten, Gulden irgendeines Herren, die des gesetzlichen Gewichtes und vorgeschriebenen Goldgehaltes entbehrten, nicht zu nehmen; damit sollte sicherlich kein allgemeines Annahmeverbot solcher Stücke ausgesprochen werden, sondern man beabsichtigte nur das Verbot ihrer vollwertigen Annahme. Die Kurfürsten nämlich, sowie auch die Städte, hatten kein Interesse an solchen Maßnahmen: die Kurfürsten besonders nicht, da nicht sie, sondern die Städte und deren Handel den Schaden in erster Linie zu tragen hatten; die Städte hinwiederum nicht, weil sie durch das notwendig werdende Einwechseln der verrufenen Gulden — sie nahmen wohl auch an, daß die Kurfürsten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen würden, um sich durch künstliche Drückung des Umtauschkurses eine ergiebige Einnahmequelle zu verschaffen — noch größeren Schaden zu erleiden fürchteten, als durch die von ihnen gutgeheiene Wertherabsetzung.

Von besonderer Wichtigkeit für die Städte war der letzte Punkt des Vorschlages: In allen freien und Reichsstädten sollten erfahrene Leute eingesetzt werden, die darauf zu achten hätten, daß jede Münze nach den durch Gesetz erlassenen Bestimmungen gegeben und genommen werde. Gegenüber dem Vertrage von 1399 bedeutete eine solche Bestimmung eine wichtige Neuerung, da dadurch den Städten ein gewisses Kontrollrecht eingeräumt werden sollte.⁵ Ihnen allein blieb es von nun an überlassen, den Verkehr mit Goldgeld zu überwachen und durch eigene Sachverständige auf den Wechselkurs Einfluß auszuüben. Indirekt konnte jetzt auch eine Ueberwachung der kurfürstlichen Münzgebarung durchgeführt werden, indem die in die städtischen Territorien gelangenden neuen Fürstengulden ab und an einer Probe unterzogen wurden. Selbstverständlich waren die Kurfürsten nicht gewillt, den Städten ein Aufsichtsrecht über ihre Ausprägung und dadurch maßgebenden Einfluß auf ihre Münzpolitik einzuräumen, denn damit wäre ihnen die Möglichkeit einer weiteren finanziellen Ausbeutung ihres Regals genommen worden. Vermutlich werden die Kurfürsten deshalb alles versucht haben, um eine derartige Einflußnahme zu verhindern, so daß sich wohl hierdurch der Fortfall der im Ver-

5. Eine ähnliche Bestimmung suchte König Wenzel durch das Gesetz vom 16. VII. 1385 (siehe oben Abschn. I c) für die süddeutsche Silbermünze einzuführen.

trage von 1399 enthaltenen Bestimmungen über regelmäßige Proben erklären läßt, womit sie die drohende Ueberwachung ihrer Münzstätten bis zu einem gewissen Grade wirkungslos machten.

In enger Anlehnung an diesen Vorschlag kam das Goldmünzgesetz⁶ vom 23. Juni 1402 zustande. Es konnte umso leichter abgefaßt werden, als König Ruprecht zugleich auch Pfalzgraf bei Rhein war und als solcher in ständiger enger Fühlung mit den drei geistlichen Kurfürsten stand, mit denen er schon den Vertrag von 1399 abgeschlossen hatte. Jetzt hat sich hauptsächlich der Geltungsbereich geändert, da das Gesetz nicht nur für die kurfürstlichen Gebiete, sondern für das ganze Reich bestimmt war. Zum ersten Male wurde also durch königliche Autorität der Versuch gemacht, eine einheitliche Goldmünze durchzusetzen. Doch an der Hartnäckigkeit der Kurfürsten mußte das Vorhaben scheitern, denn nur ungern sahen sie, daß Ruprecht eine eigene Prägung aufnahm und sich in seiner Stellung als König mit der Münzfrage beschäftigte. Es kann also nicht verwundern, daß sie deshalb die bisherigen gemeinschaftlichen Gepräge ihren territorialen Interessen opferten⁷ und damit äußerlich jede Einheitlichkeit zu hintertreiben suchten.

Im Anschluß an diese Beratungen beschäftigten sich die Städte noch mit der Kursfestsetzung für die alten Münzen.⁸ Zu diesem Zwecke wurden Münzproben⁹ veranstaltet und daraus ein Ratschlagen aufgestellt,¹⁰ das ganz allgemein die Wertverhältnisse der verschiedenen Goldmünzsorten und das Aufgeld für unterwertige Gulden bestimmte.

6. R. T. A. V. nr. 225. Siehe hierzu Zickel: a. a. O. S. 40 f.

7. Der Verallgemeinerung der Straßburger Gesandtschaftsinstruktion ist schon oben widersprochen worden. Hier ist nur noch hinzuzufügen, daß auch ohne die Einführung verschiedener Gepräge eine Unterscheidung der Münzprägestätten aus den Münzbildern bisher möglich gewesen war, denn das Wappen des jeweils prägenden Herrn nahm stets die Mitte des Münzstempels ein; eine allgemeine städtische Forderung nach verschiedenen Stempeln wäre also völlig unverständlich.

8. R. T. A. V. nr. 223. II.

9. R. T. A. V. nr. 264—267. Ueber Datierung von nr. 267 siehe Cahn: Münz- und Geldgeschichte der Stadt Straßburg, S. 135, Anm. 4.

10. R. T. A. V. nr. 268.

Die Annahme, daß das neue Münzgesetz für die Zukunft Ordnung schaffen werde, wurde bald zunichte gemacht. Schon Ende 1403 wandte sich Köln¹¹ klagend an König Ruprecht, der dadurch veranlaßt wurde, im März 1404 zu Boppard mit den Kurfürsten wieder in Verhandlungen zu treten. Infolge der geringen königlichen Autorität war aber der Abschluß eines neuen Gesetzes oder die Befestigung des alten unmöglich, so daß sich der König mit einem freien Uebereinkommen¹² zufrieden geben mußte, wozu er seine Stellung als Pfalzgraf ausnutzen konnte, um seinen Einfluß auf die geistlichen Kurfürsten möglichst geltend zu machen.

b) Reformvorschlag eines niederländischen Münzmeisters.

Ende 1404, etwa ein halbes Jahr nach dem Bopparder Tage, kam es zwischen König Ruprecht und der Stadt Frankfurt zu Verhandlungen über eine Münzreform, welche dem Könige von einem aus den Niederlanden stammenden Münzmeister bei dessen Bewerbung um die Münzmeisterstelle in Frankfurt vorgeschlagen wurde. Da Ruprecht ohne Zustimmung der Städte neue Wege nicht einschlagen wollte, und, wie er an den Landvogt in der Wetterau schrieb,¹³ nicht wisse, „ob es dem lande nuczlich sij“, verwies er den Niederländer an den Frankfurter Rat. Nach dort vorgelegten Vorschlägen¹⁴ wollte der Münzmeister, dessen Name nicht überliefert ist, „einen finen gulden slahen . . ., der sal als güt sin als ein ducate von golde und als swer von gewichte. derselbe ducate uf gulden sal gelden 13 tornose.¹⁵ daz were uf daz hündert achte rinsche gulden und 4 tornose. daz bat den kaufman an dem hündert 3 rinsche gulden und 8 tornose.“ H'ergegen wandte sich Frankfurt in seinem Schreiben¹⁶ an den König mit aller Schärfe und erklärte, daß die Dukatenwährung allgemein schädlich wirken müsse, „wann daz beste golt darzü kommen muste und alle ander gulden monze so rinsche so ander davon uzgefeimet und irseiget worden, und ein

11. siehe R. T. A. V. nr. 408, 409.

12. Münzvertrag der vier rheinischen Kurfürsten vom 5. III. 1404. R. T. A. V. nr. 414. Siehe hierzu Zickel: a. a. O. S. 41.

13. R. T. A. V. nr. 419.

14. R. T. A. V. nr. 420.

15. Ein rheinischer Gulden ist 12 Turnosen wert.

16. R. T. A. V. nr. 421.

iglich kaufman von dem andern mit solicher sweren monze gewert wolte sin, daz ein grosse irrünge brechte, und auch alle ander gulden monze davon virgenglich und virtilget wurden, und dem gemeinen manne . . . an werschaft gult rente und zinse und iglicher sache und an zerunge zü swer wer', . . .". Ganz deutlich spricht aus diesen Zeilen die Scheu vor den durch eine Währungsänderung innerhalb einer Uebergangszeit im Handel und Verkehr unvermeidlich werdenden Schäden. Völlig freie Hand dagegen ließ Frankfurt dem Könige in betreff des anderen Vorschlages, „einen rinschen gulden glich den korfursten oder besser“ zu schlagen, da man solche Gulden gern nehmen werde, wenn sie Goldgehalt und Gewicht gemäß dem Vertrage vom Jahre 1404 hätten.

Die Durchführung des Reformvorschlages würde die Rückkehr zu einer Währung von 23½ Karat, wie sie um die Mitte des 14. Jahrhunderts unter der Vorherrschaft des Florentiners allgemein gültig war, bedeutet haben. Ob aber, wie Joseph meint,¹⁷ „damit der Weg zur gründlichen und dauernden Besserung des Münzwesens gewiesen war“, muß dahingestellt bleiben; er scheint nämlich entschieden zu scharf zu urteilen, wenn er annimmt, daß Frankfurt die durch die geplante Dukatenprägung entstehenden Schwierigkeiten nicht richtig beurteilt hätte. Die Stadt sah wohl noch mehr Hemmnisse als allein die unumgänglichen Uebergangsschwierigkeiten. Vor allem konnte man kaum mit einer Aufrechterhaltung der hochwertigen Münze rechnen, solange die deutschen Münzstätten bei der äußerst geringen Goldeinfuhr hauptsächlich auf Umprägung der fremden Geldsorten angewiesen waren.

Unverständlich in dem Vorschlage ist der Plan, die Gulden neben den Dukaten beizubehalten: zwei verschiedene Goldmünzsorten nebeneinander als Reichswährung mußten auf jeden Fall zu großen Schwierigkeiten führen, da einerseits „ein iglich kaufman von dem andern mit solicher sweren monze gewert wolte sin“,¹⁸ so daß die Kurfürsten alles daran setzen mußten, um die Annahme ihrer eigenen Währung zu erzwingen; andererseits aber das Verschwinden der hochwertigen Dukaten aus dem Ver-

17. Joseph: a. a. O. S. 54.

18. R. T. A. V. nr. 421, art. 2.

kehr durch „erseigern“ und Einschmelzen zwecks Umprägung in Rechnung zu ziehen war.

Infolge der Ablehnung seiner Reformversuche von allen Seiten war es nicht zu verwundern, daß König Ruprecht weitere Schritte aufgab und erst wieder in seinen letzten Regierungsjahren entscheidend in die Entwicklung eingzugreifen suchte.

c) Die Verhandlungen zwischen der Stadt Köln und dem Erzbischof von Köln.

Was dem Reichsgesetz vom Jahre 1402 nicht gelungen war, vermochte auch der Münzvertrag von 1404 nicht zu erreichen. Die Beschwerden verstummten nicht und wurden gegen Ende des Jahres 1406 wieder besonders laut. Basel klagte in einem Briefe an Straßburg,¹⁹ daß „die neuen Gulden so gering und schwach seien, daß auf je 100 derselben 10 der alten Gulden abgingen“. Infolgedessen versuchten die Städte von neuem an den König heranzutreten und diese Mißwirtschaft auf dem in Aussicht stehenden Tage zu Speyer zur Sprache zu bringen. Inwiefern dort tatsächlich Beratungen stattgefunden haben, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Infolge Fehlens jeglicher Nachrichten ist man nur auf Vermutungen angewiesen, welche sich auf die Verhandlungen zwischen dem Erzbischof von Köln und der Stadt Köln aufbauen.

Köln hatte, wie anzunehmen ist, gegen Ende 1406 oder Anfang 1407 dem Erzbischof die Mängel im Münzwesen vorge tragen und Abstellung verlangt. Es war sich aber wohl darüber klar, daß es aussichtslos sei, die eingerissene Währungsverschlechterung ganz rückgängig zu machen und den durch Gesetz vorgeschriebenen Feingehalt zu behaupten — ein bedenkliches Zeichen für die tatsächlich herrschenden Verhältnisse —. Deshalb schlug es, um dem Kurfürsten entgegenzukommen und ihn umso eher bereit zu finden, eine Herabsetzung des Münzfußes auf 22 Karat vor.²⁰ Da die Münzstätten des Erzbischofs Frie-

19. nach Cahn: Münz- und Geldgeschichte der Stadt Straßburg, S. 138.

20. Die Idee, durch leichte Verminderung des Goldgehaltes zu einer guten Währung zu gelangen, ist nicht neu: schon bei Gelegenheit der Beratungen im Jahre 1402 wurde sie von Nürnberg (R. T. A. I. nr. 220) in Erwägung gezogen. Jetzt wurde der Gedanke zur Grundlage von Erörterungen gemacht.

drich III. vornehmlich auf den Absatz in Köln als dem größten Handelsplatz seines Gebietes angewiesen waren, durfte er es nicht wagen, die eindringlichen Vorstellungen der Stadt abzulehnen, so daß es zur Aufstellung eines aus zwei Teilen bestehenden Vertragsentwurfes²¹ kam, wonach sich der Kurfürst verpflichten sollte:²²

1. in allen seinen Münzstätten innerhalb der nächsten fünf Jahre Gulden von 22 Karat, von denen 66 auf eine Mark gingen, prägen zu lassen,

2. in allen seinen Gebieten zu befehlen, nur noch die nach vorgenannter Vereinbarung geschlagenen Münzen anzunehmen;

3. sollten der König und die anderen Kurfürsten späterhin auch entsprechend prägen lassen, dann sei dieses Geld in seinen Territorien zu nehmen wie sein eigenes;

4. wenn die neue Münze gangbar geworden sei, sollten die bisherigen Gulden aller anderen Fürsten und Herren auf ihren Wert geprüft und entsprechend in Zahlung genommen werden.

Köln seinerseits wollte dafür versprechen:²³

1. innerhalb der nächsten fünf Jahre nur diese neue Münze als vollgültige Währung anzunehmen und

2. die des Königs und der anderen Fürsten nur dann, wenn sie nach denselben Bedingungen prägen;

3. gemünztes und ungemünztes Gold und Silber dürfe nur in die Münzstätten des Erzbischofs von Köln gebracht werden.

Der Plan Kölns ging nach diesen beiden Entwürfen dahin, nicht bloß das Uebereinkommen mit seinem territorial eng begrenzten Geltungsbereiche sicherzustellen, sondern auch den König und die anderen Kurfürsten zu entsprechenden Schritten zu veranlassen. Hierzu sollte noch als besonderes Druckmittel

21. Joseph: a. a. O. S. 55f. verlegt die Verhandlungen in die Jahre 1408 und 1409 und hält die beiden oben erwähnten Stücke für vollgültige Urkunden. Dagegen macht Weizsäcker in R. T. A. VI. S. 104f. geltend, daß nach einer Straßburger Nachricht zu urteilen, diese dem Speyerer Tage vorgelegen haben müßten, so daß also ihre Entstehung in die ersten Tage des Januars 1407 zu verlegen sei. Die Frage, ob Entwurf oder Vertragsurkunden, entscheidet er dahin, daß die in Speyer versammelten Städteboten sie nur als Entwürfe erhalten haben könnten; zweifelhaft läßt er es dagegen, ob sie nachher noch zur Ausfertigung gelangten. Siehe dazu auch Zickel: a. a. O. S. 41.

22. R. T. A. VI. nr. 97.

23. R. T. A. VI. nr. 98.

ein Verruf aller ihrer bisher ausgegebenen Münzsorten für die Gebiete der beiden vertragschließenden Parteien in Anwendung gebracht werden. Erst den nach gleichen Bedingungen hergestellten Gulden wollte man die Anerkennung nicht versagen und auch nach Gangbarwerden der neuen Münze den Verruf aufheben und eine ihrem Werte entsprechende Annahme des alten Goldgeldes gestatten. Eine Aussicht auf Verwirklichung dieses weitgehenden Planes war aber nur dann vorhanden, wenn er die Zustimmung und Unterstützung aller Reichsstädte fand. Dies wollte Köln wohl Anfang Januar 1407 in Speyer²⁴ erreichen und zugleich versuchen, auch König Ruprecht und die anderen Kurfürsten hierfür zu gewinnen. Weizsäcker läßt es dahingestellt sein, ob der Plan als Vertrag zum Abschluß gelangte, da damit „ohne ausdrückliche Zustimmung der übrigen Kurfürsten und des Königs eine Verletzung des Bopparder Vertrages von 1404 und des königlichen Münzgesetzes von 1402“ erfolgt wäre. Tatsächlich muß aber, wie Noß²⁵ annimmt, nach den in den beiden Entwürfen vorgesehenen Bestimmungen geprägt worden sein, denn seit 1407 wurde in den kurfürstlichen Münzstätten ein anderer Stempel in Anwendung gebracht. Man sah also den kurfürstlichen Münzvertrag und das Münzgesetz nicht mehr als zu Recht bestehend an, und hielt die bisher erstrebte Einheitlichkeit für beseitigt. Wollten die anderen Münzherren das mittel- und niederrheinische Absatzgebiet nicht verlieren, dann blieb nichts weiter übrig, als dem Kölner Erzbischof in seinen Maßnahmen zu folgen, was von Trier mit Sicherheit anzunehmen ist.²⁶

Der drohenden Zersplitterung suchte König Ruprecht seinerseits dadurch entgegenzuarbeiten, daß er der Stadt Frankfurt entsprechende Vorschläge machte, welche vermutlich ebenfalls eine Herabsetzung des Feingehaltes vorsahen. Wiederum aber gab ihm der Frankfurter Rat einen abschlägigen Bescheid:²⁷ „wan die (gulden monze) gehalden wirt an golde striche und gewichte als daz uberkommen und ufgesaczt ist, so meinen wir,

24. R. T. A. VI. S. 105.

25. Noß: Die Münzen von Trier, T. 1, 2. S. 174. und Noß: Die Münzen u. Medaillen von Cöln, Bd. 2, S. 143.

26. Noß: Die Münzen von Trier, T. 1, 2. S. 174.

27. R. T. A. VI. nr. 99.

daz man die gerne nemen sulle . . . und biden und flehen . . . ,
uns bi den vorgnanten gulden . . . monzen und werunge lassen
zu bliben. dan wir besorgen, wo andere monze . . . uferstunden,
daz dan die guden gulden . . . virdilget wurden, davon der ge-
mein kaufman die gemeinen lande umb uns und auch wir zu
grossen widerplichen schaden kommen mochten

d) Die Münzordnung für Franken 1407.

In der Folgezeit stand nun die Münzfrage wiederholt bei den Zusammenkünften aus Anlaß des Landfriedens auf der Tagesordnung. Besonders bemerkenswert für die weitere Entwicklung sind hier die Verhandlungen in Franken, die am 10. Dezember 1407 mit einer königlichen Münzordnung²⁸ abschlossen. Sie brachte gegenüber den älteren Verträgen — abgesehen vom Feingehalte und Gewicht — verschiedene Neuerungen. Zum ersten Male wurde mit Unterstützung der Reichsgewalt und der Landfriedensgesetzgebung für ein kleineres Gebiet der Versuch gemacht, die Zersplitterung im Münzwesen völlig zu beseitigen. Die einzelnen Territorialherren Frankens gingen sogar so weit, zugunsten der Reichsmünzstätte in Nürnberg auf eigene Prägung zu verzichten,²⁹ wofür den territorialen Anschauungen in der Art der Prägung Rechnung getragen wurde, indem man das System des abwechselnden Schlagens verschiedener Hoheitszeichen auf derselben Münze einführte.

Nach Artikel 7 der Ordnung waren die alten unterwertigen Münzen aus dem Verkehr zu entfernen, um die Währung in Zukunft auf der gesetzmäßigen Höhe erhalten und allen Wirren infolge der Umrechnung vorbeugen zu können. Angeregt wurde diese Bestimmung wohl durch den in einem Brief Nürnbergs an den Landfriedenshauptmann Friedrich, Schenken zu Limburg,³⁰

28. R. T. A. VI. nr. 192.

29. Der Verzicht der Fürsten auf die Privilegien wurde in der Münzordnung selbst nicht festgelegt, doch setzen dies mehrere Artikel voraus, so daß eine vorhergehende (mündliche oder schriftliche) Vereinbarung anzunehmen ist.

30. R. T. A. VI. nr. 191. Nürnberg war anscheinend bestrebt, dieselben Grundsätze für die Währung in Franken einzuführen, welche die Städte am Bodensee schon 1404 zu erreichen suchten. Siehe hierüber Cahn: Münz- u. Geldgeschichte von Konstanz, S. 217 ff.

enthaltenen Vorschlag: „daz sein gnade uns . . . und andern hie oben in seinem lande gunnen und erlauben wölle, waz gelts an korn und an aufzal nit bestee . . . daz man das zusneiden müg, wann des ein gross notdurft wer' . . .“. Die Durchführung der Ordnung suchte man noch durch die vom Landfriedenshauptmann ausgeübte Aufsicht sicherzustellen. Damit griff man auf Verhältnisse zurück, welche besonders im Mainzer Reichslandfrieden Friedrichs II. vom Jahre 1235 und in den folgenden Landfriedensgesetzen des 13. Jahrhunderts deutlich zum Ausdruck kamen; hier aber wurde zum ersten Male auch die Goldmünze der Landfriedensgewalt unterstellt, — wahrscheinlich ein Versuch des Königs, mit Hilfe der Städte wieder größeren Einfluß auf die Entwicklung der Guldenprägung zu gewinnen.

e) Die Reformverhandlungen des Jahres 1409.

Viel wichtiger, aber auch schwieriger, als die Ordnung der Münzverhältnisse in Franken war diejenige in den Gebieten der rheinischen Kurfürsten und, — da der rheinische Gulden in ganz Westdeutschland eine herrschende Stellung inne hatte — damit zusammenhängend die Währungsreform im ganzen Reiche. Die Mißwirtschaft der drei geistlichen Kurfürsten hatte die Währung derart verärgert, daß sich die Städte im Frühjahr 1408 veranlaßt sahen, Schritte³¹ beim König zu unternehmen und auf energische Durchführung von Reformen zu dringen. In seiner Antwort³² verwies Ruprecht auf die bevorstehende Zusammenkunft mit den Kurfürsten, welche er zu Besprechungen über die herrschenden Mißstände benutzen wollte.³³ An deren ablehnender Haltung³⁴ aber scheiterten seine Bemühungen.

Wesentlich günstiger verliefen die Verhandlungen im folgenden Jahre. Bei Gelegenheit des wegen der Kirchenfrage im Januar 1409 nach Frankfurt einberufenen Fürstentages traten die Städte wieder an Ruprecht mit dem Begehren heran, er solle die vor einigen Monaten aufgegebenen Beratungen weiterführen und endlich eine Regelung der Münzverhältnisse durchsetzen. Da er aber von Seiten der Kurfürsten wieder auf wenig Ent-

31. R. T. A. VI. nr. 194—199.

32. R. T. A. VI. nr. 206.

33. R. T. A. VI. nr. 213.

34. Dies geht aus R. T. A. VI. nr. 336, art. 5 hervor.

gegenkommen rechnen mußte, wollte er vorerst persönlichen Erörterungen mit diesen aus dem Wege gehen und vereinbarte deshalb mit den Städten einen Tag zu Heidelberg auf den 19./20. Mai 1409, indem er zugleich praktische Vorschläge zur Beseitigung der Währungswirren machte:³⁵ „dorumbe haben wir mit guter vorbetrachtung und rade unserr rede, solichen gebrechen zu furkommen, mit den Swebischen stedten von eins tages wegen reden lassen, von einer redelichen gulden münce und ander stücke darczū gehorenden und noitdorfftig uff dem tage endhafftlich zu uberkommen. und ducht uns, solten soliche gebrechen werden gewandelt, das man villicht daz gold uff 22 karat seczen und einer redelichen münce an bequemlichen enden in des heiligen richs stedten zu slahen, uberkomen und auch ander gulden nit zū nemen verbieten muste, genczlich und vesteclich zu haltende“. Alle drei in diesem Briefe enthaltene Vorschläge wurden hier nicht zum ersten Male gemacht. Der Gedanke, den Goldgehalt auf 22 Karat herabzusetzen, ist schon des öfteren erwähnt worden und spielte eine besondere Rolle in den Verhandlungen zwischen dem Erzbischof von Köln und der Stadt Köln, so daß die Vermutung nahe liegt, der König habe jetzt den ihm von Köln 1407 vorgelegten Vorschlag wieder aufgegriffen. Er hatte ja, ebenso wie zwei Jahre vorher Köln, das größte Interesse daran, den Kurfürsten Entgegenkommen zu zeigen, um dadurch desto sicherer ihre Zustimmung zu der geplanten Reform zu erlangen.

In seinem zweiten Vorschlage, die Ausprägung der Goldmünzen in den Reichsstädten vornehmen zu lassen, stellte sich Ruprecht ganz auf die Seite der Städte und suchte eine Idee weiter zu verfolgen, welche er schon in der Münzordnung für Franken durchgeführt hatte. Zweierlei wollte er wohl damit erreichen:

1. Das Reich sollte wieder die Möglichkeit erhalten, auf die Entwicklung des Goldmünzwesens größeren Einfluß auszuüben. Dazu war es aber nur dann imstande, wenn mit Hilfe der Reichsstädte eine strenge Kontrolle über die Ausprägung eingerichtet werden konnte; der Unterstützung durch die Städte war der König hierbei sicher, da es auch in deren Interesse lag, in

35. R. T. A. VI. nr. 328. König Ruprecht an Frankfurt. Siehe hierzu auch Zickel: a. a. O. S. 41 f.

der Münzpolitik bestimmend mitzuwirken, und an der Sicherstellung einer für den Handel unbedingt notwendigen, in ihrem Werte stets gleichbleibenden Goldmünze mit möglichst großem Umlaufgebiete tätigen Anteil zu nehmen.

2. Durch diese Erhöhung des königlichen Einflusses sollte dann wahrscheinlich eine größtmögliche Vereinheitlichung der Währung erreicht und ähnliche Maßnahmen wie in Franken unter starker Herabsetzung der Zahl der Münzstätten durchgeführt werden. Es versteht sich von selbst, daß die Kurfürsten einem solchen Plane nicht günstig gesinnt waren und mit der Verlegung der Ausprägung in die Reichsstädte eine Einschränkung ihres Einflusses auf die Währungspolitik auch bei voller Aufrechterhaltung ihrer Privilegien, sowie die Durchkreuzung ihrer besonders auf gute Einnahmen ausgehenden Bestrebungen befürchten mußten.

Auch der dritte Vorschlag, keine anderen als die neuen Münzen zu nehmen, ist durch die königliche Ordnung von 1407 für Franken auf Betreiben Nürnbergs hin zur Durchführung gelangt. Jetzt sollte also im Goldmünzwesen für das Reich das gleiche erreicht werden, was damals vornehmlich für das Silbergeld durchgesetzt worden ist, d. h. die unterwertigen und geringen Gulden wollte man dem Verkehr entziehen und eine einheitliche, gute, wenn auch gegen früher an Gehalt herabgesetzte Münze in Deutschland in Geltung lassen.

Das Bestreben des Königs, in der Angelegenheit des Münzwesens im Verlaufe eines Städtetages Beschlüsse herbeizuführen, war von vornherein aussichtslos, da die Reichsstädte von dem Brauche, die letzte Entscheidung für sich zu behalten, nicht abließen. Deshalb mußte auch sein Versuch, durch Bekanntgabe seiner Vorschläge die Städte zur Entsendung von Boten mit unbedingten Vollmachten zu bewegen, an ihrem unentschlossenen, tastenden Vorgehen scheitern. Sie wollten unter allen Umständen freie Beschlußfassung³⁶ haben und ließen sich infolgedessen die Möglichkeit entgleiten, durch eine von Mißtrauen freie Unterstützung des Königs der Münzverwirrung mit festem Willen Einhalt zu tun. Auf dem am 19. und 20. Mai 1409 stattgehabten Städtetage zu Heidelberg kam es daher zu keiner Entscheidung. Beide Parteien, der König sowohl, als

36. Brief Mainz' an Frankfurt vom 3. V. 1409. R. T. A. VI. nr. 335.

auch die Städte, schoben sich gegenseitig die Initiative³⁷ zu. Die Städte verlangten von König Ruprecht Verhandlungen mit den Kurfürsten, mit welchen er eine Einigung anstreben sollte. Hierzu war Ruprecht jedoch nicht zu bewegen, da er wieder eine ungenügende Antwort zu erhalten fürchtete. Um nun die Städte zu schnellen entschließenden Maßnahmen zu treiben, erinnerte der König sie an seine vorjährigen vergeblichen Bemühungen und hielt ihnen ihre zögernde unentschlossene Politik vor, durch welche eine baldige Reform des Münzwesens verhindert werde. Schließlich mußte er einen neuen Städtetag auf den 1. Juli 1409 nach Heidelberg berufen, zu dem die Städte zahlreicher und mit besseren Vorbereitungen zu erscheinen versprachen.

Hier legte ihnen Ruprecht seine — gegenüber den anfangs gemachten Vorschlägen — stark eingeschränkten Reformpläne³⁸ dar. Aufrecht erhalten blieb nur das Bestreben, durch Herabsetzung des Goldgehaltes auf 22 Karat die Ausprägung einer guten gangbaren Münze sicherzustellen. Dagegen war der zweite Vorschlag, die Gulden in den Reichsstädten schlagen zu lassen, gänzlich aufgegeben worden, während der dritte Punkt, nur die neuen Münzen im Verkehr zu lassen, dahin abgeändert wurde, daß man die „andir gulden . . .“, die iczunt geslagen sint uff³⁹ nachmals geslagen mochten werden, die ergir dan von 22 graden vonden worden, nach irme werde unde necht hohir nemen solte“. Damit kehrte er vorerst zu den Bestimmungen des Reichsmünzgesetzes von 1402, bezw. des Vertrages von 1404 zurück, ohne den Versuch unternommen zu haben, irgendeinen seiner weitergehenden Reformgedanken trotz des kurfürstlichen Widerstandes durchzusetzen. Die Städte sollten nach dem Willen Ruprechts die Kurfürsten für seine Vorschläge gewinnen; sie erklärten sich auch dazu bereit, nachdem sie den König nicht von seiner Weigerung, nochmals mit jenen zu verhandeln, hatten abbringen können. Sie vermochten diese Aufgabe umso eher zu übernehmen, als gerade sie, gestützt auf die

37. R. T. A. VI. nr. 336. Protokoll des städtischen Goldmünztages vom 20. V. 1409.

38. R. T. A. VI. nr. 337. Städtische Aufzeichnung vom königlichen Tage zu Heidelberg vom 1. VII. 1409.

39. = oder

durch ihren Handel erreichte starke Stellung, die meisten und besten Machtmittel in den Händen hatten, um jenen erfolgreich entgegenzutreten. Für den Fall einer Anlehnung war, scheinbar auf die Anregung des Königs hin, vorgesehen, „das danne ein iede stad ire burgere unde undersassen, die einig guld inne die Monze schicken zu verkeufen wolten, darzu underwisen solte, das sie alsolich guld nirgents anders dan inne . . . des kongis monze schicken wollen zu verkeufen“.⁴⁰

Parallel zu diesen Beratungen gingen wahrscheinlich Besprechungen der Kurfürsten, die das Münzwesen auf eine neue Grundlage stellen und durch feste Beschlüsse König und Städte überraschen wollten. Inama-Sternegg nimmt an,⁴¹ daß dieses, „wenngleich zaghafte Vorgehen des Königs sich wenig des Beifalls der Kurfürsten zu erfreuen hatte“, und daß sie deshalb „eigenmächtig den vom König vorgeschriebenen Münzfuß verließen, wenn auch vielleicht inzwischen bereits des Königs Münzmeister zu Frankfurt der in der Münzstätte der Kurfürsten eingerissenen Praxis der Verschlechterung des Feingehaltes sich anbequemt hatte, um nicht einer Ausbeutung durch die minderhaltigen Goldmünzen ausgesetzt zu sein“. Er berücksichtigt also nicht die im Jahre 1407 gepflogenen Verhandlungen und die Reformvorschläge Kölns, in denen der Gedanke, durch Herabsetzung des Feingehaltes eine gute Währung zu erhalten, doch klar zum Ausdruck kam. In dieser Frage stimmten auch die Kurfürsten mit dem Könige und den Städten überein. Meinungsverschiedenheiten bestanden nur in der Ausführung und Behandlung des ganzen Reformgedankens, und diese waren so groß, daß eine Ausgleichung kaum zu erhoffen war. Sie wurden noch gesteigert durch die Besorgnis der Kurfürsten, daß ein Zusammengehen Ruprechts mit den Städten eine Beeinträchtigung ihrer Privilegien und der daraus fließenden Einnahmen herbeiführen könnte, eine Befürchtung, welche nach den vom Könige Anfang 1409 gemachten Vorschlägen nur zu berechtigt war.

Den vom Heidelberger Tage aus zu den Kurfürsten geschickten Gesandten wurde in der Tat ein Entwurf⁴² zu einem

40. R. T. A. VI. nr. 337, art. 6.

41. Inama-Sternegg: a. a. O., Bd. 3, 2, S. 426.

42. R. T. A. VI. nr. 342 vom 15. VIII. 1409. Das Stück kann nur als Entwurf angesehen werden, da die Ausprägung erst viel später einsetzte

Münzverträge vorgelegt, ohne daß, wie es scheint, über die städtischen Forderungen verhandelt worden war. Er brachte, abgesehen von der Herabsetzung des Feingehaltes gegenüber den früheren Verträgen, keine wesentlichen Aenderungen. Im allgemeinen bedeutete er nur eine Erneuerung des Vertrages von 1404, wobei man die Bewertung der alten hoch- und unterwertigen Gulden, ferner den Erlaß von Bestimmungen über das „erseigern“ und Einschmelzen von vollwertiger Münze, anscheinend den Städten überlassen wollte. Wie die Kurfürsten vorausgesehen hatten, verzichteten jetzt die Städte auf jede weitere Unterstützung der königlichen Münzpolitik und berieten auf dem Tage zu Bacherach nur noch über notwendige Ergänzungsbestimmungen zu dem kurfürstlichen Verträge. Damit war jede Aussicht auf eine einheitliche Gestaltung der Reichswährung geschwunden.

Der Bacheracher Münzabschied⁴³ zeigt das Bestreben der Reichsstädte, genaue allgemein gültige Vorschriften über die Annahme und Bewertung der Guldensorten zu geben, welche für alle Städte bindend sein sollten:

1. In jeder Stadt habe ein „zeigemeistere und versuchere“ die neuen Gulden alle acht Tage auf eventuelle Verschlechterung zu prüfen. Geringwertige Gulden seien im Werte herabzusetzen und bei Strafe nur so zu nehmen;

2. alles bisher geprägte Gold solle ebenfalls geprüft und auf seinen Zahlungswert festgesetzt werden, damit es im Umlaufe bleiben könne.

3. Handelsgeschäfte seien nur noch nach der Währung von 22 Karat zu tätigen, oder es müsse auf einen jeden unterwertigen Gulden der fehlende Wert als Aufgeld gezahlt werden.

4. Sollte eine Stadt sich nicht nach dieser Vereinbarung richten, so sei sie jeder anderen Stadt mit 1000 Gulden verfallen.

Schon im Münzgesetz von 1402 trat die Einsetzung eines „zeigemeister“ zur Prüfung der umlaufenden Münzen hervor,

und auch in den folgenden Verhandlungen von keinem Verträge gesprochen wurde. Siehe hierzu noch R. T. A. VI. S. 606; Noß: Die Münzen von Trier, T. 1. 2 S. 177; Die gegenteilige Ansicht vertritt Cahn: Rappenmünzbund, S. 63.

43. R. T. A. VI. nr. 346.

war damals aber nur als allgemein gehaltene Bestimmung ohne eine genauere Richtlinie aufgestellt worden; wenn diese jetzt nochmals von den Städten zum Beschluß erhoben werden sollte, ist mit Sicherheit daraus zu schließen, daß bisher nur wenige Städte von diesem ihrem Rechte Gebrauch gemacht hatten. Vermehrt wurden zugleich auch die Pflichten der „zeigemeister“: während sie nach dem Gesetze von 1402 nur darauf zu achten hatten, daß jede Münze nach den Gesetzesbestimmungen gegeben und genommen werde,⁴⁴ sollten jetzt die neuen Gulden alle acht Tage⁴⁵ einer Prüfung unterzogen werden. Damit verknüpft wurde noch die Pflicht der Benachrichtigung anderer Städte bei Feststellung irgendwelcher Aergerungen. Es wurde demnach eine wesentliche Verschärfung der bestehenden Ueberwachung angestrebt. Bemerkenswert ist, daß in den ganzen Städteverhandlungen der von König Ruprecht gemachte Vorschlag, die unterwertigen Gulden dem Verkehr zu entziehen, überhaupt nicht zur Beratung gestanden hat, sicherlich wegen der Unmöglichkeit seiner Durchführung, solange nicht die Zustimmung der Kurfürsten zu erhalten war.

Was die Städtegesandten zu Bacherach beschlossen hatten, sollte vor den einzelnen Räten noch einmal besprochen werden, damit es schließlich auf dem für Oktober 1409 nach Speyer einberufenen Tage zum Gesetz erhoben werde. Erhebliche Meinungsverschiedenheiten waren noch, wie aus dem Frankfurter Gutachten⁴⁶ hervorgeht, zu beseitigen, ehe ein gemeinsamer Beschluß gefaßt werden konnte. Besonders wandte sich Frankfurt gegen die Vorschrift des Münzabschiedes, daß nur nach der neuen Münze Handel getrieben werden dürfe. Es machte dagegen geltend: Sache eines jeden einzelnen sei es, zu welchem Kurse er die alten unterwertigen Gulden annehmen wollte, denn nur für die Stadtverwaltungen könne ein bestimmter Kurs beschlossen und vorgeschrieben werden. Frankfurt vertrat damit die Ansicht, man könne wohl Berechnungskurse für unterwertige

44. R. T. A. V. nr. 225, art. 6.

45. Eine entsprechende Bestimmung haben die schwäbischen Städte 1385 für die Silberwährung vorgeschlagen: „... daz man daz gelt alle wochen an dem korn versüch“ (R. T. A. I. nr. 259, art. 2), welche in das erste Uebergangsgesetz König Wenzels aufgenommen wurde (R. T. A. I. nr. 261).

46. R. T. A. VI. nr. 348.

Gulden aufstellen, dürfe aber nicht von den Kaufleuten verlangen, daß sie sich genau danach richteten und ihren Handel darauf einstellten, vielmehr stehe es im Belieben eines jeden, wie er die alten Gulden bewerten wolle. Auch die Strafvorschrift gegen zuwiderhandelnde Städte wurde mit der Begründung abgelehnt, daß eine Durchführung dieser Anordnung nur Mißhelligkeiten unter den Städten verursachen werde; deshalb solle man wie bisher auf Treu und Glauben handeln.

Alle diese Beanstandungen fanden in einem als Entwurf anzusprechenden Stücke⁴⁷ Berücksichtigung, welches Frankfurter Ursprungs ist — wie Weizsäcker an Hand der Schriftvergleichung annimmt —, zum mindesten aber einen der in Speyer weilenden Frankfurter Gesandten zum Verfasser hat. Es hat folgenden Inhalt: Die „icczunt“ von den Kurfürsten geprägten Gulden, welche der König auch schlagen wolle,⁴⁸ seien in den Städten als volle Währung zu nehmen, sofern sie einen Feingehalt von 22 Karat hätten. Hielten Gulden früherer Gepräge ebenfalls 22 Karat, seien sie mit einem Zeichen zu versehen und als vollgültig im Umlauf zu lassen; höher- und minderwertige Gulden dagegen müßten ihrem Werte entsprechend genommen werden. Zur sicheren Durchführung dieser Maßnahmen und zur Ueberwachung der weiteren Ausprägung habe jede Stadt vertrauenswürdige Leute einzusetzen, deren Aufgabe es sei, alle acht Tage die Gulden zu prüfen und ermittelte Verärgerungen ihrem Rate zu melden.

Dem Speyerer Münzabschiede hat dieses Stück nicht zugrunde gelegen, sondern ein anderer, wie Weizsäcker glaubt nachweisen zu können, von Speyer dem Tage vorgelegter Entwurf.⁴⁹ Auch in ihm wurde die Bestellung von Münzprüfern vorgesehen, denen alle die Aufgaben übertragen wurden, welche der Bacheracher Abschied für sie in Aussicht genommen hatte. Fänden sie bei ihren Proben geringwertige Ausprägungen, hätten sie dies durch ihren Rat den anderen Städten mitteilen

47. R. T. A. VI. nr. 352.

48. Dem Wortlaute nach müßte die Prägung von den Kurfürsten schon begonnen worden sein. Dem ist nicht so. Der Entwurf ist so abgefaßt worden, weil zum Ausdruck gebracht werden sollte, daß er erst nach dem Inkrafttreten des kurfürstlichen Münzvertrages zur Ausführung gelangen werde.

49. R. T. A. VI. nr. 354. Siehe die Erläuterungen zu Quelle F.

zu lassen: alsdann müßten die am Verträge beteiligten Städte „einmütlichen solich geergert golt . . . uf sin wert nidern und abesetzen . . .“. Die gleichwertigen alten Gulden sollte man, dem Frankfurter Entwurfe entsprechend, mit einem Zeichen versehen und als volle Münze im Verkehr lassen, während man für die hoch- und unterwertigen Gulden einen Kurs feststellte: „die da halten ubir 22 grat, haben wir gesetzet gepruffet und o-diniret, das man derselben gulden 100 nemmen und geben sol fur 100 und 5 gulden werunge, die da halten 22 grat“. Und entsprechend: „waz gulden ouch . . . under 22 graden haltent, als 21 grat oder umb die mass und darunder, derselben gulden sol man geben und nemmen 100 und 5 gulden fur ie das 100 gulden die da halten 22 grat“. Damit diese Bestimmungen in allen Städten gleichmäßig durchgeführt würden, und Münzverschlechterungen schnellstens entgegengetreten werden konnte, wurden nach dem Vorbilde der fürstlichen Gepflogenheiten jährlich zwei Zusammenkünfte in Frankfurt vereinbart. Man unternahm also einen ernsthaften Versuch, durch gemeinschaftliche Schritte den Kurfürsten entgegenzutreten und sie durch einheitliches Vorgehen, eventuell auch unter Androhung des Verrufes ihrer Gulden, zum Entgegenkommen und guter Ausprägung zu zwingen.

Der Münzabschied wurde sofort durch Gesandte dem Könige zur Begutachtung übermittelt, doch wurde die Hoffnung der Städte, ihn auf dem für November 1409 vereinbarten Tage zu Köln zum Gesetze erheben zu können, um ihn für den Fall des Inkrafttretens des kurfürstlichen Vertrages auch ihrerseits sofort veröffentlichen zu können, durch Ruprechts Verhalten zunicht gemacht. König Ruprecht hatte nämlich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, trotz des eigenmächtigen Vorgehens der Kurfürsten, mit dem sich die Städte abgefunden hatten, eine Einigung zu erreichen und ein Reichsmünzgesetz, wie 1402, erlassen zu können. Jedenfalls verstrichen mehrere Monate, welche wahrscheinlich mit Verhandlungen und Beratungen ausgefüllt wurden, ehe er weitere Schritte unternahm. Erst Ende Dezember 1409 schickte er den Städten seinen Münzgesetzentwurf⁵⁰ zu. Sein Plan ging dahin, das 1402 erlassene Gesetz

50. R. T. A. VI. nr. 380. Siehe hierzu Zickel: a. a. O. S. 42.

durch ein anderes, den tatsächlichen Verhältnissen angepaßtes zu ersetzen und damit seine Einwilligung zur Herabsetzung des Feingehaltes zu geben. Weizsäcker⁵¹ stellt richtig fest, daß das künftige Gesetz nicht etwa alle Abmachungen der Kurfürsten und Städte überflüssig machen, sondern nur allgemeine Punkte aufstellen sollte, deren Ergänzung durch Sonderverträge zu erstreben war. Inhaltlich ging der Entwurf davon aus, daß der König neue Gulden zu 22 Karat schlagen wollte und daß diese in den deutschen Landen als allgemeine Währung gelten sollten. Ganz entsprechend hätten die rheinischen Kurfürsten zu prägen; aber nur bei völlig gleichwertiger Herstellung sollten ihre Münzen als Währung anerkannt werden. Ruprecht war hiernach bestrebt, durch die Wiederaufnahme⁵² einer eigenen Prägung das Münzwesen entscheidend zu beeinflussen und, gestützt auf die Macht der Städte, der verderblichen, hauptsächlich vom Gesichtspunkte der finanziellen Ausbeutung geleiteten Währungspolitik der Kurfürsten entgegenzutreten. Mit städtischer Hilfe hoffte er auch die in seinem Entwurfe enthaltene Drohung durchsetzen zu können, für den Fall des Widerstandes, den von den Kurfürsten geschlagenen Gulden die Anerkennung zu versagen. In der Frage der Behandlung der verschiedenen Guldensorten griff König Ruprecht ganz auf seine Anfang 1409 gemachten Vorschläge zurück, die sich jedoch nur in der Bewertung alter geringhaltiger Münzen mit den städtischen Vorschlägen deckten, sonst aber weit darüber hinausgingen. Etwa in Umlauf gebrachte unterwertige neue Gulden wollte er nicht mehr unter Herabsetzung der Kaufkraft im Verkehr behalten wissen, sondern sie sofort entwerten lassen⁵³ („verslahen“). Zu der hierfür notwendigen scharfen Kontrolle der Zahlungsmittel, als auch indirekt der Münzprägung, wollte er die Städte verpflichten, welche gegen jede ermittelte Münzverschlechterung einschreiten sollten, und zwar vorerst durch Entwertung der minderwertigen Stücke, dann aber auch durch Androhung des Verrufs für die besonders schlecht ausgebrachten Gepräge und durch das Verlangen nach Bestrafung des etwa pflichtver-

51. R. T. A. VI, S. 655.

52. Nach R. T. A. VI. nr. 206 ruhte die Münzprägung des Reichen seit etwa 1403: „so haben wir wol in funff jaren keinen gulden slahen lassen . .“

53. R. T. A. VI. nr. 380, art. 4.

gessenen Münzmeisters.⁵⁴ Entsprechend sollten auch die alten unterwertigen Gulden behandelt werden: „was guldin ouch vormals geslagen sint die do halten under 22 grat, als 21 grat oder darunter, haben wir gesetzt . . . das man derselben guldin hundertundfünf guldin geben und nemmen sülle vür hundert guldin die do halten 22 grat, doch dis zukünftige jare nach datum des briefs und nit lenger, wann dieselben guldin alle nach dem vergangenem jare vürbass nit me in solicher massen an werunge genommen werden sullen“.⁵⁵

König Ruprecht wollte die Meinung der Städte hören, bevor er mit dem Gesetzentwurf an die Kurfürsten herantrat. Wahrscheinlich hatten sie auch im Januar 1410 auf dem Heidelberger Tage darüber verhandelt, ohne daß jedoch diese oder andere Versammlungen zu einem Ergebnis führten. Wie sie den Plan beurteilten, zeigt recht deutlich ein Schreiben Speyers an Mainz vom 26. April 1410:⁵⁶ Im allgemeinen war die Stadt mit dem Entwurfe einverstanden, nur an zwei Punkten machte sie Beanstandungen geltend. Vor allem befürchtete sie großen Schaden bei dem Festhalten an den Bestimmungen über die unterwertigen alten Gulden. Wahrscheinlich hielt sie deren Außerkurssetzung für undurchführbar und wollte die gewohnte Art, die Gulden der früheren Währungen nach ihrem Werte im Umlauf zu lassen, beibehalten wissen. Auch die Beschränkung der Geltungsdauer des Gesetzes „als lange wir des mit unserm offen versigelten briefe nit wissentlich widerruft haben“,⁵⁷ bemängelte Speyer, da es für Land und Städte notwendig sei, daß die Gulden zu 22 Karat geschlagen und keine weiteren Veränderungen vorgenommen würden, andernfalls aber die Städte nur sie als Währung gelten lassen müßten.

Bei Lebzeiten des Königs gelangten die Verhandlungen zu keinem Abschlusse, da der Gegensatz zwischen ihm und den

54. Mit aller Schärfe wandte sich Ruprecht auch gegen die Auffassung der Kurfürsten über die Bestrafung der vertragsbrüchigen Münzmeister, wenn er für sie die Strafe des Verbrennens verlangte, da sie als Fälscher anzusehen seien (R. T. A. VI. nr. 380, art. 4 a). Dieselbe Anschauung vertraten die Städte, die dementsprechend das „erseigern“ ebenfalls als Münzverfälschung ansahen (R. T. A. VI. nr. 346, art. 3).

55. R. T. A. VI. nr. 380, art. 5.

56. Frankfurt a. M. Stadtarchiv, Münzwesen nr. 96 a,

Kurfürsten zu groß war, als daß eine Hoffnung auf Einigung aufkommen konnte, und er außerdem nicht die nötige Unterstützung der Städte fand. Im Frühjahr 1410 versuchten dann die geistlichen Kurfürsten, mit den Reichsstädten Beratungen aufzunehmen, wohl um unter Umgehung des königlichen Gesetzesvorschlages auf Grund ihres eigenen Entwurfes zu Vereinbarungen mit ihnen zu gelangen. In diesem Augenblicke starb der König, so daß es unmöglich wurde, die Reformpläne ihrer Verwirklichung näher zu bringen, da nur die durch ihn verkörperte Reichsgewalt in der Lage war, die auseinanderstrebenden Parteien zusammenzuhalten und die Beratungen zum Erfolge zu führen. Bald darauf begannen die Kurfürsten mit der Ausprägung⁵⁸ nach ihrem neuen Uebereinkommen.⁵⁹ Daß aber die Städte ihren Münzabschied zum Beschluß erheben konnten, ist nicht anzunehmen, denn nicht lange danach begannen wieder die Klagen über immer ärger werdende Münzwirren.⁶⁰

III. Die Reformversuche Sigmunds bis zum Jahre 1420.

a) *Die Verhandlungen Sigmunds mit den Städten 1415—1417.*

Ruprechts Nachfolger, König Sigmund, ließ erst einige Jahre verstreichen, ehe er die Verhandlungen wieder aufnahm.¹ Der Grund hierzu lag in der Unmöglichkeit, das ganze Währungsproblem baldmöglichst auf eine gesunde Basis zu stellen. Außerdem faßte er seine Aufgabe viel weiter. Er wollte eine allgemeine Reichs- und Kirchenreform durchführen, wozu er aber die notwendigen Machtmittel nicht zur Verfügung hatte, weil er zuvor in seinen Erbländern geordnete Verhältnisse schaffen mußte. Inzwischen machte die Verschlechterung der Gulden weitere Fortschritte und führte bereits 1412 zu einem Beschluß der schwäbischen Städte und Straßburgs, die in den

58. R. T. A. VI. nr. 423. Vgl. auch Noß: Die Münzen von Trier, T. 1, 2, S. 177.

59. Wann der Entwurf vom 15. VIII. 1409 (R. T. A. VI. nr. 342) zum rechtskräftigen Verträge erhoben wurde, und ob er unverändert zur Ausfertigung kam, läßt sich nicht nachweisen, jedoch geschah es kaum vor Frühjahr 1410.

60. R. T. A. VI. nr. 423.

1. Finke: a. a. O. S. 37 f.

letzten Jahren geschlagenen Münzen nicht mehr anzunehmen.² Dieser Umstand und vieles andere veranlaßten schließlich den König, im Zusammenhange mit dem Kirchenkonzil zu Konstanz auch der Reichsreform näher zu treten. Als er Mitte Dezember 1414 auf der Reise zum Konzil in Frankfurt weilte, legte er dem dortigen Rate weitgehende, alle im Reiche herrschenden Mißstände umfassende Reformpläne vor und wies darauf hin, daß das Münzwesen so darniederliege, daß „niman mit den monzen uss einer stad in die andern kommen konne, daz gar swer und schedelich si“.³ Für Februar 1415 stellte er dann Verhandlungen in Aussicht. Doch kam es damals nur zu eingehenden Besprechungen der Vorschläge,⁴ über welche auf einem späteren Tage endgültig Beschluß gefaßt werden sollte. Infolge der Entwicklung der die ganze Aufmerksamkeit des Königs beanspruchenden Konzilsberatungen traten die Reichsangelegenheiten wiederum völlig in den Hintergrund. Trotzdem verhandelten die Städte in der Folgezeit besonders wegen des Goldmünzwesens eifrig weiter, ohne einen einheitlichen Entschluß herbeiführen zu können; so blieb ihnen nichts übrig, als neue Schritte Sigmunds abzuwarten, die erst um die Wende des Jahres 1416 und 1417 erfolgten. In dieser Zeit muß der König ihnen wieder Vorschläge vorgelegt haben, denn gerade damals wurden zu verschiedenen königlichen Plänen auf einem Städtetage gutachtliche Erklärungen⁶ abgegeben, in denen die Städte u. a. in der Angelegenheit des Goldmünzwesens rieten: „dass man alle münsen nach irem werde neme und besunder die guldin . . .“. Ihren bisherigen Standpunkt hatten sie also in keiner Weise geändert.

Hierher gehört anscheinend ein Stück,⁶ welches Forderungen der rheinischen Städte enthält für den Fall, daß sich die Kurfürsten wegen der Goldmünze mit ihnen in Verbindung setzen sollten. Joseph⁷ verlegt es irrigerweise in die Zeit vor

2. Cahn: Münz- und Geldgeschichte der Stadt Straßburg, S. 142.

3. R. T. A. VII. nr. 179, art. 8.

4. R. T. A. VII. nr. 182.

5. R. T. A. VII. nr. 210. Ueber die Datierung siehe R. T. A. VII. S. 292.

6. Joseph: a. a. O. S. 129, nr. 6. — Frankfurt a. M. Stadtarchiv, Münzwesen, nr. 102.

7. Joseph: a. a. O. S. 56.

der Entstehung des Vertrages von 1409 und glaubt, daß es von den Städtegesandten den kurfürstlichen Räten als Vorschlag zu einem Münzvertrage übergeben worden sei. Weizsäcker⁸ weist jedoch nach, daß es in das Jahr 1417 gehört. Auch für dieses Stück ist die Entstehungszeit nicht genau festzulegen; man kann nur vermuten, daß die Städte es für notwendig erachteten, auf dem Gebiete des Münzwesens ganz besonders eingehende Beschlüsse zu fassen, um auf eventuelle Verhandlungen mit den Kurfürsten vorbereitet zu sein. Dies setzt aber voraus, daß ihnen deren Absicht, einen neuen Münzvertrag zu schließen und dadurch der herrschenden Verwirrung ein Ende zu bereiten, bekannt gewesen sein muß. Der Zeitpunkt der städtischen Beratungen liegt demnach nicht allzu weit vor dem 8. März 1417.

Inhaltlich ist die Entschließung sehr bemerkenswert, da sie eine Reihe wichtiger Aenderungen vorsieht. Wieder sollte der Münzwert vermindert werden, indem man eine leichte Gewichtsverringerung der Gulden zulassen, den Feingehalt dagegen aufrecht erhalten wollte. Auch die Forderung der gleichmäßigen Verteilung des Schlagschatzes und einer eingehenden Probe vor Ausgabe der Münzen wurde wieder gestellt. Ganz neu und von größter Tragweite war das Verlangen nach nur einer Münzstätte für alle vier Kurfürsten: „man ensal nit gehengen, daz die vier kurfursten me dan ein muncze haben odar daz gelt wirt anders boser dan daz sie es vorgemacht han, und die muncze sal den vier kurfursten dienen und iglichen sal glich vil werden von dem sleschacze . . .“ (art. 4).

Item die muncze sal man czu Bacherach legen und in der messe czu Franckfurt, obe man wil, want sie nyrgen baz enlyt (art. 5).“

Mit dieser Forderung — im Zusammenhang mit dem Verlangen nach einer gleichmäßigen Verteilung des Schlagschatzes — wollten die Städte wohl die gegenseitige Konkurrenz der Kurfürsten und die Gewinnsucht des einzelnen ausschalten, zugleich aber auf die Ausprägung durch Bestellung eines eigenen Wardeins maßgebenden Einfluß gewinnen. Während König Ruprecht im Jahre 1409 die Münzprägung nur in die Reichsstädte verlegt wissen wollte und eine Beschränkung der Zahl der Münzstätten nicht direkt ausgesprochen hatte, traten die

8. R. T. A. VI, S. 605.

Städte jetzt ganz offen mit einer solchen Forderung hervor und verlangten sogar, daß in den rheinischen Gebieten nur noch eine Münzstätte in Tätigkeit bleiben solle, welche für die Zeit der Messe stets nach Frankfurt⁹ zu verlegen sei. Selbstverständlich konnten sie nicht damit rechnen, daß die Kurfürsten auf derartige einschneidende Pläne jemals eingingen und auf eine Ausnutzung ihrer Privilegien verzichteten. Auch eine Unterstützung durch König Sigmund durften sie kaum erwarten, obwohl diesem jetzt die Möglichkeit gegeben sein konnte, der kurfürstlichen Münzgebarung erfolgreich entgegenzutreten, und im Zusammenhang mit den weiteren Forderungen der Städte das von ihm erstrebte allgemeine Gold- und Silbermünzsystem durchzusetzen. Die Städte verlangten nämlich auch Reformen der Silbermünze, die in ein festes unveränderliches Verhältnis zum Gulden gestellt werden sollte, wobei „man daz gold seczen sal vor alsulche schillinge oder groissen, als die von Czurch und von Basel und von Gengenbach ir sleyer oder ir ranczen verkeufft und die von Nurenberg ir wurcze und ir krut verkeuffent, daz ist X gross oder XX schilling vor den gulden“¹⁰

Das Verlangen der Städte, ihnen die Besetzung der Wardeinstelle an der kurfürstlichen Münze zu überlassen, war die notwendige Folge der an den Reichsmünzstätten herrschenden Verhältnisse. Dort war es zur Gewohnheit geworden, daß der Wardein von dem jeweilig in Betracht kommenden Rate bestellt wurde und in dessen Auftrage und nach dessen Vorschriften die Ausprägung zu überwachen hatte. Es versteht sich von selbst, daß die Reichsstädte schon in ihrem eigenen Interesse stets eine äußerst strenge Kontrolle anwandten und infolgedessen auch jetzt die kurfürstliche Prägestätte scharfen Beaufsichtigungsvorschriften unterwerfen wollten.

9. Eine Verlegung der Münze nach Frankfurt, wenn auch nur für die Zeit der Messen, war unmöglich, solange dort der König sein Münzrecht ausübte, so daß sich auch hierdurch die ungefähre Entstehungszeit des Stückes ermitteln läßt. Es bleibt in dem ganzen Zeitraume von etwa 1403 bis 1418, in dem die Münzprägung ruhte, nur das Jahr 1417 übrig, da König Ruprecht 1409 die Wiederaufnahme der Ausprägung zu Frankfurt plante, so daß zwei verschiedene Münzen innerhalb einer Stadt in eine für den Handel und die weitere Entwicklung der Währung äußerst nachteilige Konkurrenz hätten treten müssen.

10. Joseph: a. a. O. S. 130, nr. 6, art. 6.

Die Bevölkerung sollte bei der geplanten Gewichtsveränderung möglichst vor Schaden bewahrt werden, weswegen die Städte den Vorschlag machten, daß schuldig gebliebenes Geld in der Währung, welche zur Zeit der Schuldaufnahme galt, zurückgezahlt werden müsse, d. h. der Schuldner hatte dem Gläubiger bei Zahlung in neuer Währung ein entsprechendes Aufgeld zu geben; die Zinsenzahlung dagegen solle in der am Fälligkeitstermine geltenden Währung geschehen.

b) Der kurfürstliche Münzvertrag vom Jahre 1417.

Nach vorhergehender Beratung der Städte fanden am 14. März 1417 zu Konstanz die Besprechungen¹¹ mit König Sigmund statt, zu denen schon der am 8. März zu Boppard abgeschlossene Münzvertrag¹² der vier rheinischen Kurfürsten vorlag. Wieder, wie 1409, stellten die Kurfürsten die Städte und den König durch feste Abmachungen vor eine vollendete Tatsache und erreichten es, daß alle weiteren Verhandlungen aufgegeben und von König Sigmund bis zum Reichstage von Konstanz verschoben wurden, da er „der fursten briefe darumb wulte virhoren und wie sie gulden slahen sulten; so kunde er dann darin gereden, wie man sich damit halten sulte“.¹³ Zugleich gab er den Städten den Rat: „das auch iderman an sin herren und frunde bringe, ob es nit geendet wurde von der gulden munze wegin und der silbrin, das die stete dan einer gemeinen werunge uberkomen“. Trotz der ablehnenden Haltung der Kurfürsten wollte Sigmund noch weiter versuchen, eine allgemeine Reichswährung mit Hilfe der Städte durchzusetzen; mit der Bekanntgabe des neuen Münzvertrages aber war sein Plan schon vereitelt, denn die Städte waren zu weiteren Reformverhandlungen nicht zu bewegen, und bauten ihre Beschlüsse auf den kurfürstlichen Vertrag auf.

Verglichen mit der Vereinigung von 1409 wurde von den Kurfürsten jetzt nur der Versuch gemacht, durch Verschärfung der Vorschriften einer weiteren Geldverschlechterung, soweit sie durch Münzvergehen bedingt waren, entgegenzuarbeiten:

11. Verhandlungen der Reichsstädte mit dem Könige, R. T. A. VII, nr. 213.

12. Joseph: a. a. O. S. 132, nr. 8.

13. R. T. A. VII, nr. 213, art. 3.

vom Münzmeister verschuldete Verschlechterung der Prägung sollte binnen eines Monats abgestellt werden; (art. 6.) auch das Schlagen von Beischlag wurde ausdrücklich verboten (art. 11). Man wollte sogar so weit gehen, einem Münzherren, der sich nicht genau nach den Vertragsbestimmungen richten würde, die Ausübung des Prägerechtes auf 20 Jahre zu untersagen. Selbstverständlich war sich jeder der Vertragschließenden von vornherein bewußt, daß es keine Instanz gäbe, welche für die Durchführung dieser Androhung sorgte oder sorgen konnte, denn der König war von ihnen völlig aus der Münzgesetzgebung ausgeschaltet worden und zudem durch Konzilsangelegenheiten und die Wirren im Reiche so in Anspruch genommen, daß er es nicht wagen konnte, einen vertragsbrüchigen Kurfürsten zur Rechenschaft zu ziehen; die Kurfürsten untereinander aber würden nie an Zwangsmaßnahmen gedacht haben.

Umstritten ist die Frage, mit welchem Goldgehalte die Ausprägung nach diesem Verträge vorgenommen werden sollte. Der ein halbes Jahr später abgeschlossene Münzvertrag¹⁴ sah nämlich nur einen Feingehalt von 20 Karat vor und veranlaßte Joseph¹⁵ zu der Annahme, daß im Verträge vom März 1417 die Festsetzung eines Feingehaltes von 22 Karat „allein der Absicht zu täuschen ihr Dasein verdankt! . . . In der Tat beschlossen die Kurfürsten zu nur 20 Karat zu münzen und selbst diesen Feingehalt erreichten die von ihnen geprägten Gulden nicht einmal. Da an einem Lese- oder Schreibfehler nicht gedacht werden kann und das Schriftstück alle Zeichen der Echtheit an sich trägt, so läßt sich nur annehmen, die Kurfürsten hätten bei den Städten die Ansicht hervorrufen wollen, als beabsichtigten sie zu 22 Karat die Gulden auszuprägen“. Dafür spricht nach Joseph auch, daß der König anläßlich der Anstellung¹⁶ von Münzmeistern in Frankfurt und Nördlingen es unterlassen hatte, den Goldgehalt genau festzusetzen, und sich mit allgemeinen Richtlinien begnügte. Er folgerte daraus, daß Sigmund um die Vereinbarungen gewußt hätte und nun die formelle Festsetzung

14. Münzvertrag der vier rheinischen Kurfürsten und des Herzogs von Jülich vom 2. XII. 1417. Hirsch: a. a. O. Bd. 7, S. 25 ff.

15. Joseph: a. a. O. S. 59. Derselben Ansicht ist Cahn: Münz- und Geldgeschichte der Stadt Straßburg, S. 142.

16. Joseph: a. a. O. S. 138, nr. 9, art. 3.

des Feingehaltes vermeiden wollte, da er einerseits ohne Schaden nicht hätte höher ausprägen können, andererseits aber auch den niedrigen Gehalt nicht anerkennen wollte.

Eine andere Auffassung der ganzen Sachlage entwickelt Noß:¹⁷ Er nimmt an, daß es sich bei der kurfürstlichen Vereinbarung vom 8. März 1417 nicht um einen rechtskräftig ausgefertigten Vertrag, sondern nur um einen Entwurf handelt, der „vielleicht den so einflußreichen Städten zur Begutachtung eingesandt wurde“. Als Beweis führt er an, daß es von allen vier Kurfürsten kein einziges Gepräge gäbe, welches in diese Zeit passe, und läßt auch die von Joseph dagegen gemachten Einwände nicht gelten.¹⁸

Beider Ansichten dürften abzulehnen sein. Die kurfürstliche Vereinbarung vom März 1417 ist tatsächlich ein rechtskräftig abgeschlossener Vertrag, der eine Ausprägung mit einem Goldgehalte von 22 Karat vorsah; ein Beweis hierfür ist, daß erstens in der Aufzeichnung über die Verhandlungen zu Konstanz von „der fursten brieffe“¹⁹ gesprochen wurde, zweitens aber die in Konstanz versammelten Städteboten sofort dem Vertrage entsprechende Beschlüsse faßten:²⁰ „Die wile man aber nû der gulden, die zwen und zwanczig grad haltend, noch nit findet oder gehaben mag, das man denn uff die guldin, die biss-her geng und gäbe gewesen sind, uf einen yeglichen gebn sol achtzehn alt heller, oder anderhalben wissen pfennig, oder anderhalben behemschen gross . . .“. Die Städtegesandten rechneten hiernach bestimmt mit einer Neuregelung der Münz-

17. Noß: Die Münzen von Trier, T. 1, 2—S. 211 f. und Noß: Die Münzen der Erzbischöfe von Köln, S. 163.

18. Noß in: Numismatische Zeitschr. N.F. 6 (1914), S. 153.

19. R.T.A. VII. nr. 213, art. 3. Im mittelalterlichen Sprachgebrauche ist unter „brief“ eine Urkunde zu verstehen, im Gegensatz dazu „nottel“ = schriftliche Aufzeichnung, Abschrift einer Urkunde, Aufsatz zu einer förmlichen Aufzeichnung (siehe Lexer). Letzteres wurde auch 1409 mit Bezug auf die damalige kurfürstliche Vereinbarung angewandt.

20. Frankfurt a. M. Stadtarchiv. Münzwesen, nr. 103. Die Datierung geht aus dem Inhalte hervor. Danach kann nur das Jahr 1417 in Frage kommen und hier wieder nur die Zeit nach dem 8. März und vor dem 6. Juli. An letzterem Tage wird das Ratschlagen der Städteboten in einem Briefe Mainz' an Frankfurt erwähnt (R.T.A. VII. nr. 223). Wahrscheinlich fällt die Beratung auf den Reichstag zu Konstanz, also in den April oder Mai 1417.

verhältnisse und einer Besserung der Währung auf Grund des neuen Vertrages und setzten deshalb schon für die alten Gulden ein entsprechendes Aufgeld fest. Sie suchten damit einer weiteren Entwertung entgegenzutreten, indem sie einmal die Kurfürsten veranlassen wollten, für eine gute Währung Sorge zu tragen, wenn ihre neuen Münzen nicht gleichfalls einer Wertherabsetzung ausgesetzt sein sollten, und indem sie andererseits der durch „erseigern“ verursachten Münzverschlechterung begegnen wollten; zugleich suchten sie durchzusetzen, daß minderwertige Gulden dem Verkehr entzogen würden: „ob man nun guldin schlahen werd oder byschlag, das sy denn dieselben guldin beshind an den strichen und an dem korn, das sy zwen und zwanzig graden belibn. Und welc darunder wären, daz man denn denselben guldin dehainen zemaal nit neme“

In diesem Zusammenhange muß noch der Auffassung Kruse's²¹ inbetreff der Bestimmungen über die Geltung früherer Vereinsmünzen entgegengetreten werden. Er geht davon aus, daß jede neue Münzart „in der Regel zu dem Feingewichte ausgeprägt wurde, auf welches die gerade kursierenden Münzen durch Abnutzung oder böswillige Verschlechterung herabgesunken waren; so war zwischen beiden Klassen von Münzen eine ungefähre Gleichwertigkeit vorhanden, sie konnten also nebeneinander gebraucht werden, ohne daß das Publikum dadurch Verluste erlitt. Diesem Umstande wurde nun auch in einzelnen Verträgen Rechnung getragen.“ Dem widerspricht aber die ganze Entwicklung zu Anfang des 15. Jahrhunderts. In keinem der bis zum Jahre 1417 und auch später erlassenen Verträge und Gesetze wurde der Feingehalt der neuen Gulden dem Kurse der unterwertigen alten Gulden angepaßt, sondern es wurde stets versucht, einen höher liegenden Goldwert durchzusetzen, um so ein weiteres Sinken zu vermeiden. Infolgedessen war auch nie von einer „ungefähren Gleichwertigkeit“ die Rede, so daß man also einen Kurs — und nur aus diesem Grunde! — für die meist unterwertigen älteren Münzsorten festsetzen mußte. Diese Aufgabe fiel ausschließlich den Städten zu, welche sich doch einer finanziellen Ausbeutung der Münzgerechtsame durch die Kurfürsten widersetzen und ihr überall zu begegnen suchten. Durch diesen nicht richtigen Grundgedanken

21. Kruse: a. a. O. S. 98 ff.

wird Kruse zu der Behauptung veranlaßt, daß in den kurfürstlichen Münzverträgen bald andere Grundsätze zur Geltung gekommen seien, da die Kurfürsten zu dem für sie viel vorteilhafteren Verfahren übergingen, alle früheren Prägungen einzuziehen. „Dieser Grundsatz war offenbar für die Münzherren viel vorteilhafter, weil er ihnen einen bedeutenden Reingewinn garantierte in dem Schlagschatze, der bei jeder Umprägung erhoben wurde. . . . Das Mittel, durch welches man einen Zwang zur Einlieferung des alten Geldes ausübte, war nun das, daß man den alten Vereinsmünzen von einem bestimmten Zeitpunkte bald nach Ausgabe der neuen Münzen an einen Kurs beilegte, der niedriger war, als ihr innerer Wert erheischte. . . . Diese Kurserniedrigung hatte offenbar den Zweck, die Besitzer von alten Gulden zur Einlieferung derselben in die kurfürstliche Münze zu veranlassen. Man darf sie aber nicht so verstehen, als ob der wahre Wert der alten Gulden so niedrig gewesen wäre, daß man ihnen ein geringeres Silberäquivalent als den neu geprägten zu geben gezwungen war.“ Kruse macht hier noch den Fehler, aus den Verhältnissen bis zum Verträge von 1399 auf die Folgezeit Schlüsse zu ziehen. Während 1386 und 1399 in gewisser Weise eine Unterbewertung der alten Gulden tatsächlich vorgenommen wurde, war dies seit 1402 nicht mehr der Fall, da seit dieser Zeit der Wert der Goldmünzen derartig schnell sank, daß von einer Gleichwertigkeit der alten und neuen Münzen nicht mehr die Rede sein konnte. Und auch 1386 und 1399 kann die Unterbewertung nicht vorgenommen worden sein, um die Ablieferung der alten Gulden unter Androhung von Verlusten zu erzwingen, denn bei Erlaß einer solchen Bewertungsvorschrift hätten die Kurfürsten mit dem Einschmelzen des alten Geldes oder mit seiner Ausfuhr in andere Territorien und das Ausland rechnen müssen, so daß der König und andere Fürsten die Möglichkeit gehabt hätten, die kurfürstlichen Einnahmen durch bessere Bezahlung der einzulösenden Münzen erheblich herabzumindern.

c) Die Münzpolitik Sigmunds seit 1417.

Zu einem Abschlusse wurden die Verhandlungen des Sommers 1417 nicht gebracht, denn die Städte mußten bald bemerken, daß die Ausprägung nicht gemäß dem neuen Verträge²²

22. Kruse: a. a. O. S. 100.

vorgenommen wurde, sondern daß die bisherigen Münzwirren ihren Fortgang nahmen und im Dezember 1417²³ zur vertraglichen Verminderung des Feingehaltes führten. Wahrscheinlich waren die Kurfürsten zur Ueberzeugung gelangt, daß das Festhalten an dem 22-karätigen Gulden ganz unmöglich sei, wenn sie sich finanziell nicht sehr stark schädigen und eine ihrer besten Einnahmequellen ganz verstopfen wollten. Infolgedessen setzten sie unter Hinzuziehung des Herzogs von Jülich — dies taten sie, um ihre Stellung gegenüber dem Könige noch zu verstärken — eigenmächtig die Währung auf eine Basis von 20 Karat herab, ohne sich auch nur im geringsten um die Meinung von König und Städten zu kümmern. Ob Sigmund von der Vereinbarung vorher gewußt hat, läßt sich mit Sicherheit nicht sagen, wahrscheinlich ist sie ihm erst später bekannt geworden; dagegen steht fest, daß die Städte sehr spät Klarheit über den Schritt erlangten, denn in ihrer Korrespondenz wurde nicht vor August 1418²⁴ auf den verminderten Feingehalt hingewiesen.

König Sigmund sah sich durch die kurfürstliche Politik veranlaßt, energische Gegenmaßregeln zu ergreifen und die Prägung in Nürnberg, Nördlingen und Frankfurt wieder aufzunehmen. Er betrieb sie sofort so intensiv, und in solcher Güte, daß die königlichen Gulden sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreuten und überall gern genommen wurden.²⁵ Seine Absicht war, der rheinischen Währung möglichst Abbruch zu tun, um so die Kurfürsten zur Bereitwilligkeit für weitere Verhandlungen mit dem Ziele einer einheitlichen Reichswährung zu zwingen und seine Reformpläne²⁶ leichter durchsetzen zu können. Dabei hielt er aber nicht etwa an dem bisherigen Feingehalte fest, sondern sorgte nur stets dafür, daß seine Gulden mit einem wenig höheren Gehalte als die kurfürstlichen geprägt wurden. Wenn Joseph²⁷ annimmt, für die Bestimmung: „daz unser moncze ye an hundert gulden einen gulden besser sin sulle dan die (kurfürstlichen) gulden, die uss des kauffmans butel ge-

23. Hirsch: a. a. O. Bd. 7, S. 25 ff.

24. Frankfurt an seinen Schreiber Heinrich von Gelnhausen. Frankfurt a. M. Stadtarchiv, Münzwesen nr. 111.

25. Brief der schwäbischen Städte an Frankfurt. Frankfurt a. M. Stadtarchiv, Münzwesen nr. 124.

26. Inama-Sternegg: a. a. O. Bd. 3, 2, S. 428.

27. Joseph: a. a. O. S. 59.

nommen sint",²⁸ sei mehr Sigmunds stete Geldknappheit als eine „uneigennützigte Ausprägung“ maßgebend gewesen, so ist dem entgegenzuhalten, daß die königlichen Gulden tatsächlich besser ausgegeben wurden als diejenigen der Kurfürsten, und daß der König sie auch durch scharfe, eindeutige Vorschriften vor weiterer Entwertung oder Ausbeutung durch die Münzmeister zu schützen suchte.²⁹

IV. Die Reformbestrebungen bis zum Jahre 1427.

a) Das kurfürstliche Verhalten bis 1425.

All diese Bemühungen und Versuche des Königs, die Währung vor weiterem Verfall zu bewahren, waren vergeblich; auch der königliche Städtetag zu Ulm im September 1418¹ brachte keine entscheidenden Beschlüsse oder etwa die Möglichkeit neuer aussichtsreicherer Verhandlungen mit den Kurfürsten, welche nach wie vor ihre eigenen Wege gingen und sich in der starken finanziellen Ausbeutung ihrer Münzgerechtsame auf Kosten der Währungsverhältnisse nicht stören ließen. Schon im März 1419, also kaum ein Jahr nach dem letzten Uebereinkommen, nahmen die Kurfürsten eine weitere Verminderung des Feingehaltes auf 19 Karat vor,² ohne daß sie vorher mit dem Könige verhandelt hatten. Infolgedessen und infolge der von Sigmund auch weiterhin durchgeführten starken Ausprägung blieb der Gegensatz zwischen König und Kurfürsten bestehen, ja, er verschärfte sich sogar noch im Laufe der nächsten Jahre so sehr, daß er schließlich zum offenen Ausbruche kam. Schon 1420 war er in dem unter Hinzuziehung der Stadt Köln abgeschlossenen Münzvertrage³ deutlich zu erkennen. Inama-

28. Joseph: a. a. O. S. 138, nr. 9, art. 3.

29. Joseph: a. a. O. S. 139, nr. 9, art. 6.

1. R. T. A. VII. S. 302. Z. 27 ff.

2. Vertrag zwischen den rheinischen Kurfürsten und dem Herzoge von Jülich vom 20. März 1419. Blätter f. Münzkunde, Bd. 3 (1837) S. 57 ff. Inhaltliche Uebersicht bei Noß: Die Münzen von Trier, Bd. 1, 2, S. 244.

3. Münzvertrag vom 19. Mai 1420. Inhaltliche Aufzeichnung, wahrscheinlich der Kölner Boten. bei Hirsch: a. a. O. Bd. 7, S. 30 ff. — Lamprecht: a. a. O. Bd. 2, S. 469, Anm. 3 hält dieses Stück nur für einen Entwurf, während ihn Inama-Sternegg als Vertrag ansieht, dafür aber den Vertrag von 1419 unberücksichtigt läßt. Das von Hirsch abgedruckte Stück

Sternegg⁴ schreibt hierüber: „Der goldenen Reichsmünze ist in diesem Uebereinkommen gar nicht gedacht; indem aber dem Gulden der rheinischen Kurfürsten ausschließlich die volle Umlaufsfähigkeit zugesprochen ist, andere Geldsorten daneben ausdrücklich tarifiert sind, ist stillschweigend den Gulden des Königs die Anerkennung versagt worden“. Er übersieht hierbei aber, daß die Kurfürsten tatsächlich ein geheimes Verbot der königlichen „appelgulden“ ausgesprochen hatten: „Item ein iglich her soll bestellen, . . . dat sy der appel gulden und klotgenes gulden niet nemen sollen, und sollen des doch niet offenbarlichen thoen gebeiden, noch mit geluiden cloken doen verkundigen“. Aus der Ueberzeugung heraus, daß nur sie allein gemäß der Goldenen Bulle berechtigt seien, Goldmünzen zu schlagen, und daß sie in diesem ihrem Rechte durch die Reichsgewalt benachteiligt würden, ging ihr ganzes Streben dahin, die königliche Autorität möglichst beiseite zu drängen. Deshalb wollten sie ihre Gulden als allgemeine Landeswährung durchsetzen und vorerst die rheinischen Gebiete ihrer Währung sichern, womit sie in Norddeutschland die beherrschende Stellung innehatten. Dabei spielte aber weniger die Rücksicht auf Handel und Gewerbe als vielmehr das Streben die Hauptrolle, durch Ausdehnung des Geltungsbereiches ihre Einnahmen noch weiter zu steigern. Fast dieselbe Absicht hatte ja König Sigmund zwei Jahre vorher dazu geführt, die Münzprägung wieder aufzunehmen, wobei er aber nicht aus dem Auge ließ, für eine gute Ausprägung Sorge zu tragen. Trotz aller Anfeindungen in den zwanziger Jahren war es aber den Kurfürsten doch nicht gelungen, Verfehlungen auf seiner Seite nachzuweisen. Ihre Klagen erwiesen sich im allgemeinen als ungerechtfertigt,⁵ dennoch trat durch deren Abweisung in ihrem Verhalten keine Aenderung ein. Sie suchten sogar durch Gewinnen der Städte den König möglichst zu isolieren. Eine erste Handhabe hatte sich dafür in der Hinzuziehung Kölns zu den Verhandlungen des Jahres 1420 geboten, wobei der Stadt anscheinend Zugeständnisse anderer Art in Aussicht gestellt worden waren. Gerade

zerfällt in zwei Teile: 1. den eigentlichen Vertrag, 2. eine zu veröffentliche Bekanntmachung über die Bewertung fremder und alter Münzen.

4. Inama-Sternegg: a. a. O. Bd. 3, 2, S. 429 f.

5. Joseph: a. a. O. S. 220, Probe nr. 7.

Kölns Stellung maßen die Kurfürsten wegen seines Einflusses in Niederdeutschland eine derartige Wichtigkeit zu, daß sie auch der Stadt vor dem Abschluß des Münzvertrages vom 12. Juni 1425⁶ Mitteilung machten — unter genauer Angabe der Vorschriften über Ausprägung, Feingehalt, Gewicht usw. — und zugleich das Verbot der königlichen Münze bekannt gaben, welches sie jetzt sogar ganz öffentlich auszusprechen wagten:

„So tut unser her der kaiser auch an etwa viel stetten, oben und nidden, gulden schlagen und montzen, die unser frunde probirt und uffgesatzet und an golde fast krancker dan die unsern befonden haint; und dárumb so haben wir in unsern landen . . . bestalt anders keyne montze dan unser obg. montze zu nemen ader gaen zu lassen“.⁷

b) Die Münzpolitik Konrads von Weinsberg.

Gerade jetzt, als sich die Parteien so scharf gegenüberstanden, übernahm der Reichserbkämmerer Konrad von Weinsberg im Jahre 1423 die Schirmherrenstelle für die Münzstätte zu Frankfurt. Sofort machte er den Versuch, trotz des Widerstandes der Erzbischöfe das Reichsmünzwesen weiter auszugestalten und den Einfluß des Königs zu stärken. Dabei scheint er zuerst bestrebt gewesen zu sein, die Ausprägung möglichst gut vorzunehmen und zu gleicher Zeit eine Annäherung an die Kurfürsten herzustellen. Er hatte, wie Joseph schreibt,⁸ „erkannt, daß, je weiter das Umlaufsgebiet, desto größer und gewinnbringender die Ausmünzung sein mußte. Er hatte ferner erkannt, daß die gefährlichsten Gegner die rheinischen Kurfürsten waren. Dementsprechend hat er sein Verhalten eingerichtet und von diesen Gesichtspunkten aus ist sein Verhalten in Bezug auf die Frankfurter Münze zu verstehen.“ Während also der König bestrebt war, die Einnahmen der Kurfürsten aus dem Münzrechte durch möglichst starke und im Durchschnitt etwas bessere Ausprägung zu schmälern, und dadurch auf dem Gebiete der Währung alles zum offenen Bruch trieb, suchte Konrad von Weinsberg einen solchen zu verhindern und Vorteile für sich und den durch ihn vertretenen König auf dem Ver-

6. Würdtwein: a. a. O. Bd. 2, S. 279.

7. Hirsch: a. a. O. Bd. 7, S. 37 f.

8. Joseph: a. a. O. S. 75.

handlungswege zu erreichen. Aus dieser Erkenntnis heraus wollte er mit den Kurfürsten zu vertraglichen Verhältnissen gelangen, was ihm erst einige Monate nach dem offenen Verbote der Königsgulden unter mannigfachen Schwierigkeiten gelang, ohne daß er jedoch ein Entgegenkommen ihrerseits in der Frage der Währungspolitik erreichte. Entsprechend der kurfürstlichen Weigerung enthielten die beiderseitigen Urkunden⁹ nur Bestimmungen über den Feingehalt und ein Gold- und Silberausfuhrverbot, während ein einheitliches Gepräge, das doch Konrad anstrebte und welches allein nur in seinem Interesse lag, nicht in Erwägung gezogen wurde, so daß die bisherigen Münzbilder weiter bestehen blieben. Konrad konnte also trotz aller Bemühungen nur als einzigen Erfolg die Aufhebung des Münzverbotes ansehen; dennoch blieben die Verhältnisse auch fernerhin so eigenartig, daß er jederzeit mit neuen Schwierigkeiten rechnen mußte.

c) Der königliche Reformvorschlag vom Jahre 1426.

Es blieb ihm demnach nichts anderes übrig als der Versuch, mit Hilfe des Königs sein Ziel zu erreichen. Er veranlaßte Sigmund, dem Frankfurter Rate, der in Münzfragen eine überaus maßgebende Rolle spielte, einen von ihm eigens dazu ausgearbeiteten¹⁰ Reformplan¹¹ vorzulegen. Bei der Abfassung des Vorschlages hatte wohl kaum die Erkenntnis, daß die deutsche Währung völlig darniederliege, die Hauptrolle gespielt; Konrad dürfte eher eine Erweiterung des Umlaufgebietes der Reichsgulden zum Zwecke der größeren Ausbeutungs- und Absatzmöglichkeit haben durchsetzen wollen.

Die Vorschläge strebten eine allgemeine Reichswährung — die Gold- und Silbermünze umfassend — an und bauten sich auf den vorher mit den Kurfürsten geführten Verhandlungen und den durch die Mannigfaltigkeit im Münzwesen verursachten wirtschaftlichen Zuständen auf. Der erste Teil beschäftigte sich

9. Urkunde der Kurfürsten vom 15. VIII. 1425. Würdtwein: a. a. O. Bd. 2, S. 287 — Urkunde Konrads von Weinsberg desselben Datums: Abschrift in: Frankfurt a. M. Stadtarchiv, Münzwesen, nr. 147, 7.

10. Inama-Sternegg: a. a. O. Bd. 3, 2, S. 431, Anm. 1. — Joseph: a. a. O. S. 79.

11. Joseph: a. a. O. S. 163, nr. 28. — Frankfurt a. M. Stadtarchiv, Münzwesen, nr. 204, 205.

mit der Einführung einer Reichsgoldwährung und stellte die Hauptforderung auf, daß die königliche Münze zu Frankfurt ein gemeinschaftliches Wappen des Königs und der Kurfürsten zu prägen habe, d. h. „man solte des rychs und aller kurfursten wapen schlahen nach usswysung der guldin bullen uff ein syten der guldin, und uff die andern syten ein keyser in seiner maiestat (art. 3)“. Sigmund machte damit den Versuch, seine Pläne unter Zurückgreifen auf die Bestimmungen der Goldenen Bulle durchzusetzen, wobei er der Entwicklung Rechnung tragen und nur die vier ihr Münzrecht tatsächlich ausübenden rheinischen Kurfürsten berücksichtigt wissen wollte. Den königlichen Versuchen standen die Kurfürsten auch jetzt mit Mißtrauen gegenüber, weil sie nur ungern eine Einmischung von Seiten des Reiches sahen und danach strebten, ihrer eigenen Währung allgemeine Geltung zu verschaffen, ohne daß das Reich ein Beteiligungsrecht haben sollte. Es kann also nicht verwundern, wenn der König zu dem Entgegenkommen bereit war: „daz man daz ryche und die vier kurfursten also zusammen schlahe darumb sy billich daz unsers herren des konigs munczmeister unsern herren den kurfursten globe und swere zu schlahen uff daz korn und die nadeln als dan der briefe usswyset¹² . . . (art. 5)“. Diese Bestimmung sollte den Kurfürsten die Möglichkeit geben, in der Frankfurter Münze ein gewisses Aufsichtsrecht¹³ auszuüben, damit sie im Falle einer unterwertigen Prägung in der Lage seien, dem Münzmeister gegenüber ihre Rechte zu wahren. Das bedeutete eigentlich eine Einschränkung des königlichen Münzrechtes zu Gunsten der Kurfürsten, ohne daß eine Gegenseitigkeit vorgesehen war, d. h. der König blieb bei irgendwelchen Unregelmäßigkeiten in einer kurfürstlichen Münze nur auf den Weg der Verhandlungen angewiesen. Er ging sogar so weit, den Kurfürsten ein Mitbestimmungsrecht bei der Bestrafung vertragsbrüchiger Münzmeister zuzusichern.

12. „von unsern herrn den kurfursten daruber gemah“¹². Zusatz von anderer Hand in Frankfurt a. M. Stadtarchiv, Münzwesen nr. 205.

13. An Versuchen, besonders seitens des Erzbischofs von Mainz, der Münze zu Frankfurt gegenüber ein Aufsichtsrecht und zugleich ein Strafrecht über den Münzmeister durchzusetzen, hat es zu Anfang des 15. Jahrhunderts nicht gefehlt. Jetzt wurde dieser Anmaßung vom Könige stattgegeben, ohne daß er ein gleiches Recht für sich beanspruchte.

Aus den weiteren Ausführungen des königlichen Vorschlages läßt sich gegenüber früheren Verträgen und Plänen ein Wandel in den Anschauungen über die Goldmünze feststellen. Sie ist jetzt nicht mehr allein im Großhandelsverkehr bevorzugt, sondern sie hat begonnen, sich im täglichen Leben durchzusetzen. Man hatte nämlich erkannt, daß sie besondere Fähigkeiten besaß, große Werte darzustellen und im Vergleich zu dem im Werte stets schwankenden territorialen Gelde verhältnismäßig beständig zu bleiben. Infolgedessen suchte man diese Eigenschaft durch die Aufstellung eines festen Verhältnisses zwischen Silber- und Goldwährung auszunutzen und brachte es in allen Verträgen und Gesetzen durch Feststellung bestimmter Verhältniszahlen zum Ausdruck. Die Kurfürsten kamen aber über die von Zeit zu Zeit erfolgende Veränderung der Silberrelation nicht hinaus und ließen nicht von den territorial verschiedenen Silbersystemen ab. Hierin wollte der zweite Teil des Vorschlages Wandel schaffen. Er stützt sich auf die Tatsache, daß in Handel und Gewerbe die Frankfurter Münze und Währung überall als Rechnungsgeld diene, ohne daß sie Allgemeingültigkeit besitze. Infolge der allerorten herrschenden verschiedenen Silberwährungen erleide die Bevölkerung durch das stetig notwendige Wechseln aber so schweren Schaden,¹⁴ daß es unumgänglich notwendig sei, der Silbermünze ebenfalls eine allgemeingültige Basis zu geben, die sie nur durch ein festes Wertverhältnis zum Gulden bei Ausschaltung aller territorialen Verschiedenheiten erhalten könne.

Wenn auch in erster Linie wohl finanzielle Gründe den König und seinen Reichserbkämmerer Konrad von Weinsberg bewogen, derartige trotz des Entgegenkommens in der Frage der Frankfurter Münze doch hauptsächlich gegen die kurfürstliche Politik gerichtete Vorschläge zu machen, sind dennoch wirtschaftspolitische Rücksichten in den Vordergrund geschoben worden. Ganz offenbar machte Sigmund den Kurfürsten Vorhaltungen wegen ihrer kurzsichtigen, nur auf den eigenen Vorteil berechneten Münzpolitik; und mit Recht, denn gerade in Westdeutschland war damals die Zerrissenheit im Münzwesen, vor allem aber im Silbermünzwesen, besonders groß. Sigmund scheint alles versucht zu haben, um sich die Zustimmung der

Reichsstädte zu sichern, wurde aber nur von wenigen, in erster Linie von den süddeutschen Städtebünden, unterstützt. Die Städte am Nieder- und Mittelrhein, wie Frankfurt u. a., scheinen sich ablehnend verhalten zu haben, denn sie befürchteten ebenfalls durch Beseitigung der territorialen Silbermünzsysteme schwere finanzielle Einbußen.

d) Die königlich-kurfürstlichen Verhandlungen und die Haltung der Städte 1426/27.

Während König Sigmund über seine Reformvorschläge mit den Städten beriet, kamen die Verhandlungen mit den Kurfürsten wieder in Fluß. Ausgegangen waren sie von dem Bestreben ihrerseits, sich des Vertrages mit Weinsberg als einer für sie unbequemen Fessel zu entledigen und neue Vereinbarungen untereinander abzuschließen. Hieraus entwickelten sich Ende September 1426 zu Bacherach¹⁵ längere Beratungen, in deren Verlaufe der Plan auftauchte, die Goldwährung so zu erhöhen, daß „vier der nuwen gulden sullen gelden als viel als funff gulden die iczunt geslagen sin“. Es ist nicht klar ersichtlich, ob mit dieser Gleichsetzung von 4 neuen zu 5 alten Gulden eine Verbesserung des Goldgehaltes oder nur eine Erhöhung des Gewichtes gemeint ist. Bei dem genannten Verhältnis würde sich unter der Annahme der Feingehaltsverbesserung und bei Zugrundelegung einer vollwertigen 19 karätigen Münze ein Goldgehalt von 23½ Karat, also eine sogenannte Dukatenwährung ergeben haben, d. h. man wollte zu der in der Mitte des 14. Jahrhunderts herrschenden Währung zurückkehren. Einen ähnlichen Plan, jedoch noch unter gleichzeitiger Beibehaltung der niederen eingebürgerten Gulden, hatte ein niederländischer Münzmeister dem König Ruprecht schon im Jahre 1404 vorgelegt.¹⁶ Jetzt, wie auch damals, stellten sich die Städte gegen die Einführung einer solchen hochwertigen Währung und wollten die 19-karätigen Gulden beibehalten wissen.¹⁷ In mehreren Städtetagen berieten sie die ganze Angelegenheit mit großem Eifer, weil sie sich durch die Kurfürsten und den König in einem ihrer wichtigsten Interessen gefährdet glaubten:

15. Frankfurt a. M. Stadtarchiv, Münzwesen nr. 212. 214—216.

16. siehe oben, Teil II, Abschn. b.

17. Frankfurt a. M. Stadtarchiv, Münzwesen nr. 215.

„als denne erlutet ist, daz die . . . kurfürsten damit umbgangen das si ein endrung in der guldin münse tun wollen, und villicht die mainen ze schwaren daz der nwgeschlagen guldin vier als gut als der rinischen guldin, die ieczo vorhanden und werung sind, fünf weren, oder wie si die endern und verkeren würden oder wolten; mainen si, daz das dem gemainen lande und dem gemainen koufman ain sölich schlag und schad were der hart zu überwindent würde; . . . und wan, als sie ouch mainent, die rinischen guldin in ainer gelichen gütin in langen ziten so gelich bi ainander und mit ainander nie gewesen sien, darumb so hand si sich füro besprochen, daz dem mit nichte als wol begegnet und widerstanden werden möhte, denne siddenmalen und man den . . . kurfürsten ze münzen nit geweren könne, daz denne die stette eigentlich verkämen und bestalten: das die rinischen guldin die ieczo vorhanden und werung sind also werung beliben mit allem dem damit man si beheben möchte, und daz man alle ander nwgeschlagen und ander guldin dabi näme, ieglichen in sinem werte, doch daz dieselben andern guldin nicht werung hiessen noch weren, wan damit so mochte der gemain koufman gewissen waruf er daz recht fundament sins gewerbs gesezen möchte oder triben sölte“.¹⁸

Dieses Ergebnis des im Januar 1427 zu Eßlingen stattgehabten Städtetages bedeutete einen Verzicht auf jeden Versuch, die kurfürstliche Münzpolitik zu beeinflussen, da die Städte sich ihrer Machtmittel nicht voll bewußt waren. Es blieb ihnen nach ihrer Meinung nichts weiter übrig als für die eigenen Territorien die alte bisher geschlagene Goldmünze als Währung beizubehalten und die etwa zu erwartenden neuen Münzen nach ihrem Feingehalte zu bewerten. Ein derartiger Beschluß mußte von vornherein wirkungslos bleiben und nur den Verkehr erschweren, da es ja den Kurfürsten unbenommen blieb, zur Einführung einer neuen Währung zu schreiten, wobei sie anscheinend der Unterstützung des Königs solange sicher sein konnten, wie dessen eigene Absichten in gleicher Richtung liefen.

Dem Eßlinger Ratschlage gemäß wurden die Verhandlungen im April 1427 zu Ulm zu Ende geführt.¹⁹ Die Städte

18. R. T. A. IX. nr. 17, art. 1.

19. R. T. A. IX. nr. 19.

beschlossen tatsächlich, daß die Gulden, „die nur zemale vorhanden geschlagen und vor der ietzigien Franckfürter vastenmesse die ietzo gegenwürtig ist ussgezelet sind, werunge ze koufen und verkoufen haissen und sin süllen (art. 1)“. Im Verhältnis dazu sollte das zu erwartende neue Geld bewertet werden, nachdem es „getrúwelich und vliissiklich versucht und zimentet“ wurde, „ee das daz ieman nemme. und wie das denn alles bestat oder alles oder iglichs erfunden wirt, es si besser oder swecher denne die vor geschlagen und ussgezelten guldin der werung . . . also mag och man dieselben gulden alle oder iegliche dabi wol nemmen, ieglich in irem werte; doch das si noch ir dehainer werung haissen noch sien, denne das es darumbe und desshalb beliben und bestan sol bi der werunge und sachen und in der wise so vor underschaiden“. (art. 2.)

Der Ulmer Münzabschied erhielt jedoch nicht die wohl erwartete allgemeine Zustimmung. Nürnberg²⁰ und Frankfurt²¹ waren unzufrieden, daß eine genaue Feingehaltsfestsetzung für die in den Städten im Umlauf zu lassende Währung nicht ausgesprochen und nur in allgemeinen Worten die bisherige Ausprägung der Kurfürsten anerkannt wurde. Besonders Frankfurt befürchtete, die Währung könne, wenn nicht mit voller Bestimmtheit ein Festhalten an den 19 karätigen Gulden betont werde, bald geringwertiger ausgebracht werden, — die Stadt hatte danach kein Vertrauen zu dem Plane einer Feingehalts-erhöhung —. Außerdem äußerte sie ihr Befremden, daß die königlichen Gulden, die doch den rheinischen an Wert gleichkämen, nicht auch anerkannt worden seien.

Trotz des Mißtrauens, besonders von Seiten der rheinischen Städte, dauerten die königlich-kurfürstlichen Verhandlungen an und führten schließlich zu festen Vorschlägen Sigmunds. Hierüber sind wir aber nur indirekt durch ein Gutachten²² süd-

20. R. T. A. IX, nr. 20. Kerler meint in einer Anmerkung zu dem Nürnberger Briefe (R. T. A. IX, S. 21, Anm. 1), daß die Stadt nicht in Uebereinstimmung mit dem Artikel 2 des Abschiedes gewesen sei. Dies ist nicht richtig, denn Nürnberg verlangte nur eine genaue Festsetzung des Feingehaltes, dachte aber nicht daran, Gulden anderen Feingehaltes ganz abzulehnen.

21. Frankfurt a. M. Stadtarchiv, Münzwesen nr. 231.

22. Frankfurt a. M. Stadtarchiv, Münzwesen nr. 246 a und 246 b. Die Datierung des Gutachtens stößt auf große Schwierigkeiten. Ein, wenn auch

deutscher Städte unterrichtet, das in der zweiten Hälfte des Jahres 1427 entstanden sein muß. Sigmund hatte danach seine im März 1426 gemachten Vorschläge dahin abgeändert, daß „man fyn golt und fyn silbern gelt machen sulle“, das etwa der Dukatenwährung entspräche, wobei „der werungsgulde 6 für 5 nüwe gulden“ genommen werden sollen. Die Städte setzten dabei voraus, daß man „ein beqwemlichen werunge“ einführen werde, „die sich uff etliche werunge sagte, also daz man nit alle werunge uff stunt abedete, dan daz were zu viel schedelich“. Sie waren völlig von der Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform überzeugt und scheuten sich nicht, die durch den Uebergang zur neuen Währung bedingten Nachteile auf sich zu nehmen: „der ist wol zu liden umb eins bessn und grossn nuczes willen der danach volget, und es doch auch in keinen andern wyse nit durch gan mag“. Hier zeigt sich der scharfe Gegensatz zu der Stellungnahme Frankfurts und der Städtetage zu Eß-

zweifelhafter, Anhaltspunkt ist gegeben in dem auf der Rückseite des Stückes nr. 246 a stehenden Vermerke von anderer Hand: „... 1427“. Alles andere muß dem Inhalte entnommen werden. Einen Hinweis auf die Entstehungszeit bietet der Abschnitt 5: „... auch die nechsten fordennen (Gulden) die man nennet Ofenbach der doch nit viel ist ...“. In Ofenbach münzte der Kurfürst Werner von Trier in der Zeit von 1409 bis zu seinem Tode 1418. Später ist nur noch einmal um 1426 kurze Zeit geprägt worden. Seitdem wurde dort keine Prägung mehr vorgenommen, da Ofenbach nicht zum Besitze des Erzbistums Trier gehörte und der Kurfürst Werner dort nur prägen konnte, weil es sein Familienbesitz war (siehe Noß in: Numismat. Ztschr. N. F. Bd. 6 (1914), S. 143 ff.). Daraus ist zu schließen, daß das Gutachten nach 1418 entstanden sein muß. Eine nähere Festlegung bieten dann die Verhandlungen zu Bacherach im September 1426, die die Entstehungszeit etwa zwischen September 1426 und Ende 1427 fallen lassen. Die Erwähnung der „nuwen fursten gulden die da by funf jaren gemacht sint“, läßt endlich nur die zweite Hälfte des Jahres 1427 in Frage kommen, denn im Jahre 1423 wurde eine Aenderung des Münzbildes infolge Ausscheidens des Herzogs von Jülich aus dem Vertrage von 1420 vorgenommen. Die „nuwen gulden“ wurden anscheinend im Erzbistum Trier bis über 1425 hinaus geprägt, als im Jahre 1426 eine weitere Aenderung eintrat (Noß: Die Münzen von Trier, Bd. 1, 2, S. 250 und 255).

Das Gutachten ist von den beiden Städtegruppen abgegeben worden, welche 1423 den schwäbischen Münzvertrag mit den Territorialherren Württembergs abschlossen, dem schwäbischen Städtebunde und den Städten am Bodensee. Die Tagung scheint in Konstanz stattgefunden zu haben („hie oben zu Constencze“). — Ueber den schwäbischen Münzvertrag siehe Günter a. a. O. S. 68, Beilage 5.

lingen und Ulm, die gerade aus Furcht vor dem in der Uebergangszeit zu erwartenden Schaden eine neue Währung ablehnen zu müssen glaubten, ohne daß sie sich vor den durch die fortlaufende Verschlechterung des Guldens entstehenden mißlichen Kursverhältnissen schützen konnten.

Bis zur endgültigen Einführung der neuen Währung sollte nach dem Vorschlage der schwäbischen Städte alles Geld nach seinem Feingehaltswerte im Verkehr gelassen werden, und zwar — entsprechend dem Vorschlage Sigmunds — seien zu setzen: „die nuwen fursten gulden die da her by funff jaren gemacht sint und auch die nechsten fordennen die man nennet Ofenbach der doch nit viel ist die selben gulden bed nit höher zunemen denn einen 16 d necher²³ den ein werungz gulden, abir die guten alten gulden die da bess sint dan werungz gulden die mag iglich hin gen oder verkeuffen so darest er mag (Abschn. 5)“.

Der neuen Goldwährung wollte König Sigmund nach dem städtischen Gutachten auch die Silber- und Kupfermünze angepaßt wissen. Letztere wird hier zum ersten Male in die allgemeine Münzreform einbegriffen, ein Beweis, daß der König glaubte, nur durch umfassende Maßnahmen bessere Münzverhältnisse schaffen zu können. Erst wenn sich die neue Währung in Handel und Verkehr gut eingelebt haben werde, dürfe nach der Meinung der Städte „alles gelt abegeen und kein gelt nie werunge sin dann daz nuwe gelt“.

V. Sigmunds Reformbestrebungen bis zu seinem Tode (1437).

a) *Das Verbot der königlichen Münzen 1432.*

Von dem Plane einer allgemeinen Münzreform auf der Basis der Dukatenwährung war man anscheinend bald abgekommen, denn die Verhandlungen kamen nicht zum Abschluß und wurden in den folgenden Jahren auch nicht fortgesetzt. Nichtsdestoweniger verfolgte König Sigmund die Münzfrage eifrig weiter. Dabei blieben seine wichtigsten Maßnahmen, trotz aller Gegenmaßregeln der Kurfürsten, eine gesteigerte Ausprägung und der Versuch, die königlichen Gulden als allgemeines Zahlungsmittel

23. = wohlfeiler als. Siehe Lexer: *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch*. Bd. 2, S. 19: *nähe*.

durchzusetzen.¹ Die Unterstützung der Städte suchte er durch die Versicherung zu erhalten, daß er eine weitere Minderung des Feingehaltes nicht zulassen und nur die Gulden zu 19 Karat als Währung anerkennen werde.² Aussicht auf Erfolg hatte der König jedoch nicht. Noch immer verharren die Kurfürsten in ihrem Widerstande gegen seine Münzpolitik und schritten im Jahre 1432 zum zweiten Male zum Verbote der Reichsgulden.

Die Münzstätte zu Frankfurt a. M. war im Jahre 1428 nach Ablauf der Schirmherrenzeit Konrads von Weinsberg der Stadt Frankfurt übergeben worden, welche sie bis 1431 innehatte. In diesem Jahre erhielt sie Konrad, zugleich mit den Münzstätten Nördlingen und Basel, durch Verpfändung³ zurück: Sofort nahm er die Ausprägung in so starkem Umfange wieder auf, daß die Kurfürsten sich geschädigt und in ihren Rechten benachteiligt glaubten. Einen willkommenen Anlaß gegen Konrad fanden sie bald in der Tatsache, daß die Reichsgulden unter der minderwertigen Nachprägung durch kleine Fürsten und unter dem Beschneiden,⁴ wahrscheinlich aber auch unter dem unehrlichen Verhalten des Frankfurter Münzmeisters Stephan Scherff, zu leiden hatten. Es versteht sich von selbst, daß die Kurfürsten diese Mängel sofort der königlichen Münze zur Last legten⁵ und ernstlich damit umgingen, die ihnen infolge ihrer günstigen Lage besonders unbequeme Frankfurter Münzstätte⁶ völlig stillzulegen. Die Schärfe des Gegensatzes ist besonders ersichtlich aus dem Bericht Konrads über die im August stattgehabten Verhandlungen zu Mergentheim.⁷ Hier machte der Erzbischof von Mainz den Münzereien zu Nürnberg und Frankfurt den Vorwurf der geringwertigen Ausprägung, stieß aber auf den energischen Widerspruch des Kurfürsten von Brandenburg, der ihn darauf hinwies, daß „man etlicher kurfürsten uf dem Rin gulden vast zü ringe fünden haben sal und . . . des künigs und der von Nürnberg gulden sullen bestanden sin“. Da der

1. Hirsch: a. a. O. Bd. 1, S. 73. König Sigmund an Frankfurt, 1429. V. 27.

2. J. J. Müller: Reichstheatrurn Kaiser Friedrichs V. Bd. 1, S. 144.

3. J. Albrecht: a. a. O. S. 66 ff. und Harms: a. a. O. S. 109.

4. R. T. A. X, S. 851, Anm. 6.

5. R. T. A. X, S. 852, Zeile 6 ff.

6. R. T. A. X, nr. 530. Stephan Scherff an Konrad von Weinsberg.

7. R. T. A. X, nr. 527, art. 3.

Erzbischof also nicht die Zustimmung der anderen Kurfürsten hatte, griff er zu dem schon oft gebrauchten Mittel, sich auf die Goldene Bulle zu stützen, und Beschwerde darüber zu führen, daß die rheinischen Kurfürsten vom Könige in ihren Rechten benachteiligt würden, „da nieman gülden dan wir kurfürsten uf dem Rine“ schlagen dürfe. Bald darauf wurde, ungeachtet der getroffenen Vereinbarungen der Verruf der königlichen Münze⁸ von den kurfürstlichen Räten ausgesprochen und zugleich ein Ausfuhr- und Verkaufsverbot von ungemünztem Gold und Silber an Frankfurt erlassen,⁹ um dem dortigen Handel möglichst Abbruch zu tun und die Metallzufuhr in die Reichsmünze zu erschweren, sowie auch ihren Absatz zu schmälern.

Konrad von Weinsberg tat sofort alles, um die Aufhebung des Verbotes zu erreichen. Dabei legte er besonderen Wert auf die Betonung der Stellung des Königs als des obersten Lehensherren,¹⁰ dem allein er verantwortlich sei und dessen Willen sich die Kurfürsten ebenfalls zu beugen hätten. Zwei verschiedene Meinungen stießen in dieser Auseinandersetzung wieder aufeinander: Die Kurfürsten stützten sich auf die Goldene Bulle Karls IV., wonach nur ihnen das Münzrecht zustände. Beigetragen hat zur Befestigung dieser ihrer Anschauung der Umstand, daß die Könige im 14. Jahrhundert wenig Wert auf die eigene Ausnutzung der Münzgerechtsame legten und nur vorübergehend prägten. Erst Sigmund nahm eine dauernde Prägung auf und betonte schon bei der Neueinrichtung der Münzstätten zu Frankfurt und Nördlingen im Jahre 1418¹¹ seine Pflicht, die Rechte der königlichen Macht zu wahren. Jetzt fiel es der Reichsgewalt natürlich schwer, ihre vernachlässigten Gerechtsame durchzusetzen und die Gegnerschaft der Kurfürsten zu überwinden.

Die Städte befürchteten durch die Streitigkeiten großen Schaden für Handel und Gewerbe und argwöhnten ganz besonders, daß die Kurfürsten fortan eine willkürliche Münzpolitik treiben würden, welche nur noch von dem Bestreben nach einer möglichst guten Ausbeutung ihres Regals geleitet sein werde.

8. R. T. A. X, nr. 513. Siehe hierzu Harms: a. a. O. S. 111.

9. R. T. A. X, nr. 336, art. 4. Ulm an Nördlingen 1432, XII, 21.

10. R. T. A. X, nr. 521. Weinsberg an den Erzbischof von Mainz.

11. Joseph: a. a. O. S. 138, nr. 9, art. 1.

Es lag wohl auch in der Absicht der Kurfürsten, eine neue Währungsbasis einzuführen; man ist in dieser Hinsicht aber nur auf Vermutungen angewiesen, da das einzige Zeugnis¹² von Konrad von Weinsberg herrührt, von dem nicht nachgewiesen werden kann, inwieweit es den Plänen der Kurfürsten gerecht wird. Sollte tatsächlich eine Währungsänderung in Erwägung gezogen worden sein, so konnte es sich nur um eine weitere Verminderung des Feingehaltes, eine Herabsetzung auf 18 Karat, handeln, was auch Konrad für die Reichsmünze am Niederrhein¹³ anstrebte, wo schon der Pfalzgraf bei Rhein seit 1424 „einen phenning von goude, geheyten eyn rynsche gulden, dye houden sol in der alloe achtien krayt fins goldes“,¹⁴ schlagen ließ.

Frankfurt¹⁵ unternahm die ersten Schritte, um eine gemeinsame Stellungnahme der Reichsstädte herbeizuführen; es wollte die königlichen „appelgulden“ bis zur endgültigen Regelung des ganzen Streites und bis zur Beseitigung der Schäden nur als volle Währung genommen wissen, wenn sie einen Goldgehalt von 19 Karat und das gesetzliche Gewicht hätten. Infolge der zögernden Haltung der Städte konnte aber keine Einigung erzielt werden; so beschränkte man sich darauf, Frankfurt die weitere Prüfung der Münzfrage zu überlassen und zu geeigneten Vorschlägen aufzufordern.¹⁶ Alles weitere wurde unterlassen, weil man wohl eine völlige Klärung durch die von Konrad angekündigte Münzprobe erwartete. Weinsberg aber schlug es vor, die Gepräge der Gulden zu ändern, ohne die damit eintretenden Folgeerscheinungen einer Unterbewertung der bisherigen königlichen Gulden und des wachsenden Mißtrauens gegen diese genügend in Betracht gezogen zu haben. So war es denn erklärlich, daß sich Weinsberg und sein Münzmeister Stephan Scherff¹⁷ mit aller Entschiedenheit dagegen wandten, und letzterer mit Recht auf die entstehenden Schäden hinwies. Konrad von Weinsberg war bereit, an der Währungsbasis von 19 Karat dem Wunsche der Städte gemäß festzuhalten, wollte jedoch deren Unterstützung für eine Verringerung des Gewichtes

12. R. T. A. X, nr. 539.

13. R. T. A. X, nr. 528.

14. Joseph: a. a. O. S. 153, nr. 21.

15. R. T. A. X, nr. 516.

16. R. T. A. X, nr. 532.

17. R. T. A. X, S. 876, Anm. 2.

durch Ausprägung von 68 (statt wie bisher $66\frac{2}{3}$) Gulden¹⁸ aus der rauhen Mark Frankfurter Währung erhalten. Damit suchte er dasselbe zu erreichen, was die Kurfürsten durch einfache Aenderung des Goldgehaltes taten, d. h. er strebte ebenso wie diese eine Erhöhung seines Gewinnes aus dem Schlagschatze auf Kosten der Währungsgüte an.

Zu gleicher Zeit suchte Konrad von Weinsberg den König zum Einschreiten gegen die Kurfürsten zu veranlassen. Nach der Instruktion¹⁹ für seine Gesandten, die etwa zu Anfang des Jahres 1433 an den königlichen Hof gingen, sollte Sigmund den rheinischen Kurfürsten befehlen, das Verbot aufzuheben. Etwa vorhandene Mißstände seien durch Münzproben in ihrem und der Städte Beisein festzustellen und zu beseitigen und der Münzmeister entsprechend zur Verantwortung zu ziehen. Konrad versuchte weiter, Sigmund zur Ergreifung schärfster Vergeltungsmaßregeln zu veranlassen, und sprach den Wunsch aus, er möge ein allgemeines Schreiben an die Städte richten, in welchem ihnen unter Hinweis auf das unrechtmäßige Vorgehen der Kurfürsten — und dies, obwohl Weinsberg zur Untersuchung gemäß dem Vertrage von 1425 bereit gewesen sei — befohlen werde, die rheinischen Gulden nicht mehr als Währung zuzulassen und auch das ungemünzte Gold nur noch in die königlichen Münzstätten zu schaffen.

Ueber die Stellungnahme König Sigmunds zu Weinsbergs Vorschlägen ist nichts bekannt. Sicherlich war er nicht zu einem solchen Schritte zu bewegen, da er wohl die Streitigkeiten nach seiner Rückkehr aus Italien durch persönliche Verhandlungen mit den Kurfürsten beseitigen wollte. Auf welche Weise die ganze Angelegenheit beigelegt wurde, ist nur zu vermuten: Die von Konrad von Weinsberg veranstaltete Probe wird zu keinem greifbaren Ergebnis geführt haben; infolgedessen blieb der schlechte Zustand im Münzwesen bestehen und wurde auch nicht durch die auf dem Frankfurter Fürstentage vom Mai 1433 anscheinend stattgehabten Verhandlungen geändert. Es wurde nur erreicht, daß das Münzverbot aufgehoben wurde, ohne daß aber eine Gleichberechtigung der rheinischen und der Königsgulden einsetzte, denn die Kurfürsten werden auch fernerhin der königlichen Münze möglichst Abbruch getan haben.

18. R. T. A. X, nr. 537.

19. R. T. A. X, nr. 527.

b) Die Verhandlungen auf dem Städtetage zu Frankfurt 1435

Die durch den Fürstentag gebotene günstige Gelegenheit benutzte Frankfurt, das sich in der Erwartung einer befriedigenden Lösung aller Münzfragen im Anschluß an die Münzprobe getäuscht sah, um neue Verhandlungen anzuregen und einen Städtetag²⁰ zum Zwecke der Vorberatung auf den 7. Mai 1433 einzuberufen. Veranlaßt wurde die Zusammenkunft wahrscheinlich noch besonders durch die Furcht, Weinsberg und die Kurfürsten könnten ohne die Zustimmung der Städte Beschlüsse von größter Tragweite²¹ und vielleicht auch zu ihrem Schaden fassen. Frankfurts Erwartungen, mit den Kurfürsten zu Verhandlungen zu kommen, erfüllten sich jedoch nicht. Nur der Pfalzgraf bei Rhein war von kurfürstlicher Seite anwesend, welcher vermutlich jegliche Erörterung der Währungsfrage abgelehnt haben wird, weil die Erzbischöfe von Mainz und Köln hieran mehr interessiert waren, und er ohne sie keine Schritte unternehmen wollte und auch wohl kaum konnte. So blieb es bei den Beratungen der Städte untereinander. Und auch diese litten sehr unter der Abwesenheit vieler, sogar bedeutender Städte und Städtegruppen, z. B. des schwäbischen Städtebundes.

Die städtische Tagung benutzte Konrad von Weinsberg, um den Städteboten durch seine Gesandten eine Darstellung der herrschenden Zwistigkeiten und eine Begründung für die Mißstände im Münzwesen zu geben, deren Ursachen er vornehmlich in den außerhalb der Münzstätten vorgenommenen Verfälschungen suchte.²¹ Damit gelang es ihm aber nicht, das Mißtrauen der Städte zu beseitigen. Dessenungeachtet suchte er die Städte für seinen Plan, eine Gewichtsverminderung vorzunehmen, zu gewinnen, stieß aber, wie zu erwarten war, auf schärfsten Widerspruch. Ihre Beschlüsse wurden entsprechend gefaßt: In allen Städten sollte bestellt werden: „die gulden zu wiegen nach ighlicher stede herkomen, und welcher erfonden wurde an gewichte und striche, daz er 19 crat fins goldes hette sunder remedium, daz der werunge were und fur gut genommen wurde, welcher aber darunder erfonden wurde, daz der nach werde genommen wurde“.²² Zur Verwirklichung des Ratschlagens, das dieselben

20. R. T. A. X, nr. 542.

21. R. T. A. X, nr. 537.

22. R. T. A. X, nr. 564.

Gedanken wie der Speyerer Münzabschied enthielt, planten die Städte umfangreiche Proben, auf denen die näheren Ausführungsbestimmungen beruhen sollten. Zu einem endgültigen Beschlusse kamen sie jedoch nicht, da der Frankfurter Tag vom Juni 1433 wegen zu geringer Beteiligung ergebnislos verlief, und das geplante Vorgehen keine allgemeine Zustimmung fand. So warnte Straßburg davor²³ ohne vorherige Fühlungnahme mit den Kurfürsten irgendwelche Maßnahmen zu ergreifen. Es fürchtete deren zu großen Einfluß auf das Münzwesen, wollte auch alle Schäden vermieden wissen, die dem Handel und Gewerbe durch Streitigkeiten mit ihnen in den meist kurfürstlichen Zollstätten am Rhein entstehen konnten. Nur so viel stand fest: alle Städte waren gewillt, eine Feingehaltsverminderung, wenn irgend möglich, zu verhindern. Sie waren jedoch nicht in der Lage, ein einheitliches Vorgehen zu erzielen, weswegen sie wieder alles von einem Eingreifen des Königs nach seiner Rückkehr aus Italien erhoffen mußten.

c) Sigmunds Reformversuch im Jahre 1434.

So erfolgten neue Verhandlungen erst im Zusammenhange mit den Beratungen über die allgemeine Reichsreform, welche durch Schritte der Städte bei Sigmund auf dem kaiserlichen Tage zu Regensburg eingeleitet wurden. Sofort ging der Kaiser bereitwillig darauf ein und veröffentlichte nach eingehenden Beratungen in seinem Regensburger Reichstagsabschiede²⁴ alle die Punkte, welche im Rahmen der Reform „an Haupt und Gliedern“ zur weiteren Erörterung stehen sollten. Den Willen, seinen Plan energisch zu verfolgen, brachte er in einem besonderen Ausschreiben für die Frankfurter Gesandtenkonferenz²⁵ zum Ausdruck. Danach gedachte er so vorzugehen: Nach gründlicher Beratung in den einzelnen Territorien sollten die Gesandten der Fürsten und Städte in Frankfurt zusammentreten und auf Grund seiner 16 Punkte verhandeln. Die gegenseitigen Besprechungen waren so weit zu bringen, daß ein neu zu vereinbarender Tag den dort hergestellten Entwurf nur noch zum Gesetz zu erheben brauchte.

23. R. T. A. X, nr. 571.

24. R. T. A. XI, nr. 254.

25. R. T. A. XI, nr. 259.

In seinem Vorschlage begnügte sich der Kaiser mit einer Zusammenstellung aller der Reform bedürftigen Punkte und erachtete es nicht für notwendig, Anregungen oder Richtlinien zu geben. Er glaubte wohl die letzte Entscheidung für sich behalten zu müssen und schob daher die Initiative den Fürsten und Städten zu, so daß er nach keiner Seite hin gebunden war und jederzeit in seinen Beschlüssen freie Hand behielt. Seinem Willen gemäß fanden eingehende Beratungen in den einzelnen Territorien statt, wie das Straßburger Gutachten zeigt,²⁶ denen mehrtägige Verhandlungen zu Frankfurt folgten, ohne daß es zu einer entscheidenden Beschlußfassung kam. Wieder trieben die Städte eine zögernde, unentschlossene Politik, wodurch es der Gesandtenkonferenz unmöglich gemacht wurde, dem Kaiser einen endgültigen Entwurf vorzulegen, er ihn vielmehr erst an die einzelnen Räte „uf ire verbesserunge und wolgefallen“²⁷ zurückverweisen mußte. In dieser Unentschlossenheit lag die Gefahr der Verschleppung bezw. Vereitelung der Reformen begründet.

Der Abschied der reichsständischen Gesandten läßt erkennen, daß man die bestehenden Schäden gerade des Münzwesens und deren Ursachen allgemein erkannt hatte und sich über die Mittel zu ihrer Beseitigung klar war, denn man schlug vor, Kaiser und Kurfürsten sollten „ainer gemainen munze von golde und silber uberkomen und ains werden, die dann gemainlich in den landen geen und auch genommen werde, und das bi herter swerer pene versorget werde, daz die monze nicht gegergt noch geswechet werde“.²⁸ Die Versammlung legte demnach großen Wert auf eine Einigung Sigmunds mit den Kurfürsten, da nach ihrer Meinung nur so die Schaffung einer Reichswährung ermöglicht werden könne. Seit dem Jahre 1426²⁹ ist der Gedanke einer Reichsgold- und Silbermünze nicht mehr laut geworden, ohne daß er damals von Kaiser Sigmund ganz aufgegeben worden ist. Jetzt wurde er wohl von den Städten neu angeregt, da gerade sie ein Interesse an einer Münze mit möglichst großem Geltungsbereiche hatten, wenigstens soweit

26. R. T. A. XI, nr. 265.

27. R. T. A. XI, nr. 266 a.

28. R. T. A. XI, nr. 266 a, art. 13.

29. Vorschlag Sigmunds und Konrads von Weinsberg. Joseph: a. a. O. S. 163, nr. 28. — Siehe oben Abschn. IV c,

der Gulden in Betracht kam. Die Kurfürsten hinwiederum werden dem ständischen Vorschlage zugestimmt haben, weil die in Aussicht stehenden Verhandlungen ihnen die Möglichkeit gaben, das Umlaufgebiet der rheinischen Gulden auf Kosten anderer Münzherren zu erweitern, und vielleicht mit Hilfe der Städte die Königsgulden ganz zu verdrängen. Nicht erörtert wurde die so überaus wichtige Frage des Feingehaltes und Gewichtes, die den zukünftigen Vereinbarungen zwischen den Münzherren selbst überlassen bleiben sollte. Es kam eben den Ständen nur darauf an, mit allen Mitteln eine Währung zu schaffen, die vor weiterem Verfall bewahrt blieb. Zu diesem Zwecke sollten die künftigen Verträge auch schwere Strafen für Münzvergehen enthalten und dafür Sorge tragen, daß auch von außen kommende Einflüsse unterdrückt würden. Sie hatten nämlich richtig erkannt, daß der Grund für die stete Währungsverschlechterung nicht bloß in dem Bestreben nach möglichst guter Ausbeutung des Münzprivilegs durch die führenden Münzherren zu suchen sei, sondern daß auch die Ausübung des Münzrechts durch viele kleine Fürsten den Währungswirrwarr vergrößerte. Gerade die königliche Münze³⁰ hatte besonders stark unter einer ganz minderwertigen Münzprägung mit gleichen oder ähnlichen Stempeln zu leiden. Jetzt sollte der Unterhöhlung von dieser Seite durch die gesetzliche Vorschrift Einhalt geboten werden: „daz die andern, die nit kurfürsten sint und doch frihait haben von dem riche münze zu schlachen, das die ouch münze schlachen mügen, doch in solichen moneten und werde und als gut als unsers herren des kaisers und der kurfürsten münze, bi verliessung irer frihait, die sie von dem riche habend von der münze“.³¹

Das reichsständische Ratschlagen wurde an die Stände zurückverwiesen und dem Kaiser Mitteilung gemacht,³² daß die Gesandten infolge der geringen Beteiligung und infolge der Schwierigkeit der zu beratenden Punkte zu keinem endgültigen Beschlusse kommen konnten. Es hat den Anschein, als ob die Vorschläge auch keine allgemeine Zustimmung bei den territorialen Gewalten fanden. Besonders der Plan eines allgemeinen Münzsystems scheint wieder große Bedenken, hauptsächlich bei

30. Joseph: a. a. O. S. 168, nr. 31. R. T. A. X, nr. 528.

31. R. T. A. XI, nr. 266 a, art. 13.

32. R. T. A. XI, nr. 266 b.

den Städten, hervorgerufen zu haben. Ihre Stellungnahme wird ersichtlich aus den Gutachten Frankfurts und Straßburgs. Das in zwei nacheinander entstandenen Fassungen erhaltene Gutachten Frankfurts³³ beharrte bei dem schon in den früheren Jahren stets betonten Standpunkte, die bestehende Währung müsse beibehalten werden, und wollte die durch eine Feingehaltsänderung bedingten, wenn auch nur vorübergehenden Schädigungen für Handel und Gewerbe vermieden wissen, erklärte sich aber mit der Einführung einer Reichsgoldwährung einverstanden. Dieser Haltung entsprach auch das Verlangen nach einer genauen und guten Ausprägung und deren strenger Ueberwachung. Die gleiche Meinung vertrat der Straßburger Rat in seinem Gutachten,³⁴ wenn er forderte, daß die 19-karätige Währung beizubehalten und ein Aufgeld für Gulden, „wele krenker und lihter sint“, zu zahlen sei. Wie es scheint, konnte er aber zu keiner klaren Stellungnahme kommen, da ein Teil der Ratsmitglieder den Feingehalt auf 20 Karat erhöht wissen wollte. Es ist leider nicht aus dem Gutachten ersichtlich, welche Gründe zu einem solchen Verhalten Veranlassung gegeben hatten. Vermuten läßt sich aber, daß die bisherige Währung aufgegeben und die Münzverhältnisse auf völlig neuer Grundlage aufgebaut werden sollten, um dadurch eine bessere Möglichkeit zu erlangen, die neue Ausprägung in ihrer Entwicklung zu überwachen, nachdem die alten Gulden dem Verkehr entzogen worden waren. Ganz ablehnend verhielten sich beide Städte gegenüber der geplanten Einführung eines Reichssilbermünzfußes. Sie glaubten hier den territorialen Besonderheiten nachgeben zu müssen und verlangten deshalb die Absetzung dieser Frage vom Reformplane. Jedes Gebiet sollte demnach, wie bisher, in der Bestimmung seiner Silberwährung sich selbst überlassen bleiben, und nur die Goldmünze sollte eine allgemeine gesetzlich festgesetzte Geltung erhalten und damit das Bindeglied zwischen den verschiedenen Silbermünzsorten werden. Den landschaftlichen Gepflogenheiten — mehr vielleicht noch der Befürchtung, eine gute Einnahmequelle zu verlieren — wurde ohne Bedenken das durch ein bestimmtes Wertverhältnis zueinander bedingte Reichsgold- und Silbermünzsystem geopfert.

33. R. T. A. XI, nr. 267, art. 13.

34. R. T. A. XI, nr. 268, art. 13.

Im Anschluß an die Beratungen der territorialen Räte fanden entsprechend dem Frankfurter Vorschlage³⁵ Besprechungen der Städtebünde statt, über welche aber so gut wie nichts bekannt ist. Ueberhaupt werden jetzt die Nachrichten immer spärlicher, weil sich die Aussichtslosigkeit, den Reformplan jemals zur Annahme und Ausführung zu bringen, herausstellte und ein großer Teil der Stände dadurch bewogen wurde, den weiteren von vorneherein zur Ergebnislosigkeit verurteilten Tagen fern zu bleiben. Viel trug hierzu bei, daß Kaiser Sigmund einen besonders ungünstigen Augenblick für die Inangriffnahme der Reichsreform gewählt hatte. Er war im Begriffe, nach Ungarn zu gehen, und infolgedessen nicht in der Lage, durch persönliches Eingreifen das durch gegenseitiges Mißtrauen begründete Verhalten der Stände zu beeinflussen. So konnte es nicht ausbleiben, daß auf dem Tage zu Frankfurt im Mai 1435 eine nochmalige Vertagung stattfand, was das Scheitern der ganzen Reichsreform bedeutete.

d) Der Reichstag zu Eger 1437.

Erst im Jahre 1437 wurde wieder der Versuch unternommen, das Reformwerk zum Abschluß zu bringen, wozu jetzt die Kurfürsten den ersten Anstoß gaben. Während der letzten Frankfurter Verhandlungen war ihre überragende Stellung stets hervorgehoben und auch im reichsständischen Ratschlagen besonders betont worden. Man hatte allgemein die Meinung vertreten, daß gerade sie in erster Linie verpflichtet und berufen seien, den Kaiser in seiner Regierungstätigkeit zu unterstützen und zu beraten. Demzufolge nahmen die Kurfürsten die Reichsreformbewegung, die seit Jahren immer größere Volkskreise beschäftigte, zum willkommenen Anlaß, ihren Einfluß weiter zu stärken. Nur mit Rücksicht auf dieses ihr Bestreben war die Anweisung³⁶ für ihre zum König geschickten Gesandten abgefaßt, welche ganz einseitig die Punkte berührte, die für sie von besonderem Interesse waren; alles andere, wie etwa das Münzwesen, wurde mit allgemeinen Redewendungen abgetan oder ganz übergangen. Kaiser Sigmund ging sofort bereitwillig auf die Vorschläge ein, nicht ohne sein stetes Streben nach Reformen

35. R. T. A. XI, nr. 269.

36. R. T. A. XII, nr. 31.

und die Ergebnislosigkeit aller seiner bisherigen Anstrengungen betont zu haben, überließ es aber den Kurfürsten, zur Vorbereitung für den von ihm in Aussicht genommenen Reichstag zu Eger³⁷ Beratungen mit den Ständen zu pflegen,³⁸ damit dem Reichstage alle grundlegenden Arbeiten abgenommen würden und eine schnelle Beschlußfassung gewährleistet sei. Mit dem Wunsche des Kaisers, wieder wie in Frankfurt eine abwartende Haltung einzunehmen und die letzte Entscheidung für sich zu behalten — d. h. mit seinem Versuche, den einen Stand gegen den anderen auszuspielen und seine Stellung dadurch zu stärken — waren die Kurfürsten aber nicht einverstanden, denn sie sahen von einer Berufung der Städte ab und begnügten sich mit der Beratung der kaiserlichen Antwort, als deren Ergebnis sie Sigmund anempfahlen, „das es not und trefflich si, das solich sache durch sine keiserliche gnade selbes und in siner geinwirtlichkeit geordent und gesetzt werden“.³⁹ Infolgedessen sah sich Sigmund veranlaßt, selbst ein Verhandlungsprogramm festzusetzen,⁴⁰ wobei er die Erfahrungen des Frankfurter Tages berücksichtigte und vornehmlich den Landfrieden und die Münze zur Beratung stellte.

Nach längerer Verzögerung infolge des immer wieder verschobenen Eintreffens des Kaisers begannen die Verhandlungen⁴¹ zu Eger schließlich Anfang Juli 1437 mit einer allgemeinen Versammlung der Stände, in welcher Sigmund seine Pläne begründete, und die Versammelten um ihre Meinung befragte. Im Anschluß daran berieten sowohl die Kurfürsten als auch die Städte in getrennten Sitzungen über eigene Vorschläge, die in einer weiteren Vollsitzung vorgelegt wurden. Die Fürsten behandelten wieder die sie besonders interessierenden Angelegenheiten mit großer Ausführlichkeit,⁴² so die Reform des Landfriedens und des Rechtswesens, während sie des Münzwesens, das doch im Reiche am meisten darniederlag, überhaupt nicht Erwähnung taten. Ihnen war es eben darum zu tun, auch jetzt zu zeigen, daß das Reich nicht berechtigt sei, einen Ein-

37. R. T. A. XII, nr. 32.

38. R. T. A. XII, nr. 61.

39. R. T. A. XII, nr. 63.

40. R. T. A. XII, nr. 66.

41. R. T. A. XII, nr. 88, 89.

42. R. T. A. XII, nr. 93.

fluß in der Währungsfrage auszuüben, und bekundeten dies durch völliges Uebergehen. Noch immer hatten sie den Kampf um die Alleinherrschaft im Goldmünzwesen nicht aufgegeben und versuchten mit allen Mitteln, sich durchzusetzen und — wie sie es auffaßten — eine Beeinträchtigung ihrer überkommenen Rechte zu verhindern. Anders die Städte.⁴³ Ihren Interessen entsprechend legten sie stets großen Wert auf die Vergrößerung ihres Einflusses im Münzwesen, kamen dabei aber nicht über die frühere, die Lage durchaus nicht verbessernde Anschauung hinaus. In ihren kurzen, geradezu nichtssagenden Vorschlägen beharrten sie wie bisher bei dem Standpunkte, die 19 karätige Münze müsse als Landeswährung beibehalten werden. Gegenüber dem reichsständischen Ratschlagen von 1435⁴⁴ bedeutete die jetzige Ansicht ein völliges Verzichten auf eine Reichsgoldwährung. Die Städte sagten nichts mehr von dem damals gewünschten Uebereinkommen zwischen Kaiser und Kurfürsten. Veranlassung hierzu gab ihnen vielleicht die ablehnende Haltung letzterer, welche ihnen die Undurchführbarkeit einer weitergehenden Einheitlichkeit, als es die Basis des Goldgehaltes bedeutete, wahrscheinlich werden ließ. Deshalb suchten sie einer willkürlichen Veränderung des Münzfußes — und damit einem Abweichen von der einheitlichen Grundlage — vorzubeugen und wollten dies „mit penen und andern notdürftigen dingen versorget“ wissen. Es ist die Möglichkeit vorhanden, daß sie auch nach einer von ihnen selbst durchzuführenden schärferen Kontrolle der Ausprägung strebten.

In einer Sonderberatung erklärte sich Kaiser Sigmund mit den Vorschlägen der Städte einverstanden und wünschte ihre volle Unterstützung gegen die Kurfürsten zu erhalten, wozu er sie aber nicht bewegen konnte, denn als er ein Gutachten über den von ihm scharf kritisierten fürstlichen Entwurf verlangte, glaubten sie infolge mangelnder Vollmachten und wegen ihrer geringen Zahl von einer eingehenden Stellungnahme Abstand nehmen zu müssen. Zu diesem Verhalten veranlaßte sie die Furcht vor einer Beeinträchtigung ihrer Rechte, falls z. B. auf dem Gebiete des Gerichtswesens die Anschauung der Fürsten durchdringen sollte. Nach dem Vorschlage der Fürsten sollten

43. R. T. A. XII, nr. 94.

44. R. T. A. XI, nr. 266 a.

nun die kaiserlichen Räte an Hand der beiderseitigen Gutachten einen Plan ausarbeiten und der Versammlung zur weiteren Beratung vorlegen. Sigmund ging jedoch darauf nicht ein und lehnte ein aktives Vorgehen ab; er überließ es vielmehr den Ständen, zu einer Einigung zu kommen, damit weiterhin freie Hand behaltend. Obwohl diese es gern gesehen hätten, daß Sigmund jetzt selbst mit einem Entwurfe hervorgetreten wäre, unterzogen sie sich dennoch den gewünschten schwierigen Verhandlungen. Der weitere Verlauf der Beratungen läßt vermuten, daß die Fürsten kein Interesse mehr an dem Gelingen der Reichsreform hatten, solange ihre Vorschläge der völligen Ablehnung verfielen und sie sehen mußten, daß das ganze Streben des Kaisers dahin ging, mit Unterstützung der Städte ihre Macht einzudämmen. Nur so läßt es sich verstehen, daß sie ihre Stellungnahme zu den Reformen fast ganz aufgaben und alles über sich ergehen ließen in der sicheren Voraussicht, daß die etwa gefaßten Beschlüsse bei dem folgenden Versuche, sie durchzuführen, schließlich doch an ihrem Widerstande zum Scheitern kommen würden. Der gemeinsame Entwurf ist in vielen Teilen nichts weiter als eine Wiederholung der städtischen Vorschläge. So sagt er über die Goldmünze in fast wörtlicher Uebereinstimmung: „Von der monze wegen ist geratslaget, das die guldein monze blibe bei den 19 craten zu gemeiner landswerunge, als danne etliche zeit gewesen ist, und das unser gnedigster herre der keiser die mit penen und andern notdurftigen dingen bestelle und vorsorge, das es dobei blibe und gehalten werden müsse. danne wie die gemeret oder geminnert wurde, davon entstunden unvorwintliche merkliche scheden“.⁴⁵ Dasselbe gilt von der Silbermünze. Auch hier finden wir eine fast wörtliche Wiederholung der städtischen Vorschläge, nur mit der selbstverständlichen Ergänzung, daß dem Kaiser zur Pflicht gemacht werden müsse, für ihre gute Ausprägung und die Beseitigung eventuell aufkommender Schäden unter Strafandrohung zu sorgen.

Mit diesem Beschlusse, der sich dem Inhalte nach den tatsächlichen Verhältnissen anpaßte, ohne auch nur einen einzigen neuen Gedanken für die Abstellung der Mißstände zu bringen, hatte der Egerer Tag eigentlich sein Ende erreicht. Wohl schien

45. R. T. A. XII, nr. 95, art. 4.

Kaiser Sigmund zu hoffen, daß nach dem noch in Aussicht stehenden Eintreffen der geistlichen Kurfürsten und vieler anderer Fürsten durch persönliche Verhandlungen mit diesen irgendein Erfolg gezeitigt werden könne. Darin sah er sich aber getäuscht, wie überhaupt in den Erwartungen, welche er an den Tag geknüpft hatte. Der Reichstag zu Eger schloß mit einem vollen Mißerfolge der Reformidee, denn selbst an eine Durchführung des Abschiedes konnte nicht gedacht werden, solange die Stände nur die Unterstützung gegen Zuwiderhandelnde zusagten, ohne sich über die notwendigen Strafen und die Art ihrer Anwendung einigen zu können; der Sachlage entsprach das Verhalten der rheinischen Kurfürsten, welche bald nach dem Auseinandergehen des Reichstages wieder eigene Wege einschlugen und, ohne auf Kaiser und Städte Rücksicht zu nehmen, am 17. September 1437 einen neuen Münzvertrag⁴⁶ für die Dauer von 6 Jahren abschlossen. Wie sich die Städte zu diesem Vertrag stellten, und ob sie zu gleicher Zeit Verhandlungen unterhielten, läßt sich infolge des Fehlens jeglicher Nachrichten nicht sagen. Der Vertrag enthielt im allgemeinen dieselben Bestimmungen wie die Münzvereinigung von 1425 und sicherte die Stetigkeit der Währung.

Inama-Sternegg⁴⁷ hebt mit Recht die großen Fortschritte hervor, welche die Einbürgerung der deutschen Guldenmünze in den 50 Jahren von Begründung des rheinischen Münzbundes bis zum Tode Kaiser Sigmunds gemacht hatte. Nur eins war, wie er weiter sagt, nicht erreicht worden: Der Gulden stand noch immer nicht in einem sicheren Zahlenverhältnis zu der kursierenden Silbermünze, obwohl auch in dieser Hinsicht Schritte, besonders von Seiten des Königs, unternommen worden waren. Sie scheiterten aber stets an dem Widerstande der Städte am Mittelrhein und vieler kleiner Fürsten, wogegen auch die Bemühungen der schwäbischen und der Bodenseestädte⁴⁸ nichts ausrichten konnten. Inama-Sternegg sagt über diesen Meinungskampf: „Kaiser Sigmund mußte anerkennen, daß bei der großen Mannig-

46. Würdtwein: a. a. O. Bd. 2, S. 297.

47. Inama-Sternegg: a. a. O. Bd. 3, 2, S. 434 ff.

48. Besonders die Bodenseestädte strebten ein genaues Wertverhältnis zwischen Gold- und Silbermünze an und suchten es für ihre Territorien, zeitweise sogar unter schweren Verlusten, durchzuführen. Siehe hierüber Cahn: Münz- u. Geldgeschichte von Konstanz, S. 244 ff.

faltigkeit der im Reiche vorhandenen Münzfüße es absolut unmöglich sei, eine einheitliche Norm oder auch nur eine innere Uebereinstimmung herzustellen, und daß es daher auch unmöglich sei, die Gulden in ein überall gleiches und festes Wertverhältnis zum Silber zu setzen. Damit war aber auch eigentlich schon der Verzicht auf eine Währungspolitik ausgesprochen, welche auf Einführung einer reinen Goldwährung oder einer Doppelwährung hingeeilt hätte . . . So blieb denn die Frage, ob das Goldgeld überhaupt einen festen Bestandteil der Landeswährung bilden könne, eine interne Angelegenheit der einzelnen Territorialgewalten“.

VI. Schluß.

a) Die „Reformation des Kaisers Sigmund“.¹

So etwa lagen die Verhältnisse, als Kaiser Sigmund, der entschiedenste Verfechter einer einheitlichen Reichswährung, starb. Seine ganze Tätigkeit schien vergeblich gewesen zu sein, da zu befürchten war, daß jetzt alle Territorialgewalten ihre eigenen Wege gehen würden, und es zweifelhaft blieb, ob Sigmunds Nachfolger die schwierige und mühsame Reformarbeit wieder aufnehmen werde. Seine enge Verknüpfung mit der Idee einer allgemeinen Reichsreform zeigt auch die nach seinem Tode unter seinem Namen veröffentlichte, umfangreiche Schrift: Die wahrscheinlich im Jahre 1439 erschienene „Reformation des Kaisers Sigmund“.^{2 3} In ihr wurden mit großer Ausführlichkeit

1. Schon vor der Reformation des Kaisers Sigmund waren zwei Reformschriften entstanden:

a) zur Zeit des Konstanzer Konzils die Aufzeichnung eines unbekannten Verfassers: *Advisamentum sacrorum canonum et doctorum ecclesiae catholicae* . . . (siehe hierzu Molitor: a. a. O. S. 46 ff.).

b) zur Zeit des Baseler Konzils die Schrift des Kardinals Nikolaus von Cusa: *De concordantia catholica* (siehe Molitor: a. a. O. S. 52 ff.).

Etwas später, 1442, entstand c) der unbedeutende Reformplan des Magdeburger Domherren Heinrich Toke (siehe Molitor: a. a. O. S. 50 ff.).

Alle drei Reformpläne werden unberücksichtigt gelassen, da sie sich mit der Reichsreform nur so weit beschäftigen, als das Gerichtswesen, der Landfrieden und die Steuern in Betracht kommen.

2. Haller: a. a. O. S. 110.

3. Die viel erörterte Frage nach dem Verfasser und der Entstehungszeit der Reformschrift ist neuerdings wieder scharf umkämpft. Als abgetan kann die Annahme Böhm s gelten, der die Schrift aus hussitischen An-

alle strittigen Fragen in Kirche und Reich behandelt und Vorschläge zur Beseitigung der herrschenden Mißstände gemacht.

schauungen heraus entstanden glaubte und den Waldenserprediger Friedrich Reiser als Verfasser ansprach (Friedrich Reisers Reformation . . . hrsg. von W. Böhm, 1876). Besser begründet ist Köhnes Vermutung, daß ein Augsburger Pfarrgeistlicher als Verfasser und das Jahr 1438 als Entstehungszeit in Betracht komme (Karl Köhne in: Neues Archiv, Bd. 23). Im Gegensatz zu ihm hält Werner den Verfasser für einen Laien und weist die Schrift dem Stadtschreiber Valentin Eber zu, welcher dem Augsburger Humanistenkreise angehört und auf dem Boden der Reformdekrete der Akzeptationsurkunde vom 26. März 1439 gestanden habe. Demnach handele es sich nicht um die Flugschrift eines revolutionären Geistlichen, sondern um eine auf Rechtsboden stehende Gelegenheitsschrift. (Heinrich Werner in: Historische Vierteljahrsschrift, Bd. 5; Neues Archiv, Bd. 32). Seine Anschauung wurde von Köhne und den neueren Forschern mit Recht abgelehnt. In den Kreisen des geistlichen Standes suchen, mit Köhne übereinstimmend, Joachimsen und Haller den Verfasser. Während aber Joachimsen nachzuweisen sucht, daß „die Stimmung, aus der die Schrift geschrieben ist, die der Jahre 1434/35“ sei, hält Haller an dem sicherlich richtigen Ergebnisse der früheren Forschungen fest, die die Schrift nach dem Reichstage zu Eger entstanden glauben. (J. Haller in: Festgabe f. Karl Müller, 1922; P. Joachimsen in: Historisches Jahrbuch, Bd. 41). Zu ganz neuen und wichtigen Ergebnissen kommt Doren, der an „die Feststellung v. Bezolds“ (in: Göttinger Gelehrten-Anzeiger 1876, S. 1226) anknüpft, daß „verschiedene Züge und Anspielungen des Verfassers auf die Reichsstädte in Südwesten, besonders auf Straßburg und Basel“, deuten. In längeren Ausführungen sucht er zu beweisen, daß nur Basel als Entstehungsort in Betracht komme, und stellt die Person des Verfassers als einen Kanzleibeamten Friedrich aus der Kanzlei des Herzogs Wilhelm von Bayern, des Protektors des Baseler Konzils, fest. Aus seiner Zugehörigkeit zu der Klasse der niederen, halbgelehrten Konzilsteilnehmer erkläre sich dann die enge Verwandtschaft der Reformschrift mit den Forderungen der Prälaten des sogenannten zweiten Status, welche auch schon Werner feststellte. (A. Doren in: Historische Vierteljahrsschrift, Bd. 21, 1922.)

Zur Zeit können folgende Punkte als durch die bisherigen Forschungen geklärt angesehen werden:

- a) Die Entstehungszeit liegt nach dem Egerer Reichstage, jedoch nicht später als Anfang 1439.
- b) Der Verfasser entstammt dem niederen geistlichen Stande und stimmt in vielem mit der radikalen Partei des Baseler Konzils überein.

Die Frage nach dem Entstehungsorte scheint durch Doren der Klärung näher gebracht worden zu sein, da seine Beweisführung wohl den Tatsachen am besten gerecht wird.

Als völlig ungeklärt dagegen muß noch die Frage nach der Person des Verfassers gelten, da Dorens Hypothese noch nicht als stichhaltig angesehen werden darf.

Der Verfasser der Reformschrift hat aus dem Verlaufe der Verhandlungen in den dreißiger Jahren die einzig mögliche Forderung gezogen, daß alle Pläne zur Beseitigung der mannigfaltigen Wirren undurchführbar seien, solange die Macht der Fürsten noch ungebrochen dastände und die kaiserliche Gewalt nicht wiederhergestellt worden sei. Dieselben Bedingungen galten auch für eine Neugestaltung des Münzwesens. Die eigenmächtige Politik der Münzherren, die durch sie veranlaßten oder von ihren Münzmeistern zum Zwecke der eigenen Bereicherung vorgenommenen Feingehaltsveränderungen, daneben auch die außerhalb der Münzstätten getätigten Verfälschungen und die durch sie hervorgerufenen ständig wiederkehrenden Münzverurteilungen brachten es mit sich, daß zum Schaden für Handel und Gewerbe höchst unsichere Währungsverhältnisse herrschten, die trotz aller Anstrengungen der Reichsgewalt und der Städte nicht behoben werden konnten. Infolgedessen verlangte der Verfasser die Durchführung radikaler Maßnahmen: man solle alle vertrags- und eidbrüchigen Münzmeister verbrennen, und den geringwertige Ausprägung zulassenden Fürsten und Städten das Münzregal entziehen, denn „die sind nun als schuldig, als die man darumb tottet, sy hand auch vor got und in dem rechten ir freyhait zemuntzen verlorn“.⁴ Hierbei blieb der Verfasser aber nicht stehen, sondern verlangte auch für das Münzwesen eine Stärkung der Reichsgewalt: „es sollent all freyhait der muntze ab sein gen stetten, herren, gaistlichen und weltlichen“. Dieser stand es dann frei, einzelnen Territorien die Münzgerechtsame „mit pul und brief“ wieder zu übertragen, wobei zugleich festgesetzt werden müsse, „wie man gold und silber vermuntzen sol, in welchem werd in aller cristenhait an wälschen, tewtschen, wie die lender genant sint, niemand aussgenomen. Und sol die muntze an allen stetten an ainem tail des reichs zaichen haben, an dem andern tail des herren oder der statt zaichen“, so daß man die Urheber minderwertiger Münzen leicht erkennen könne. Die Ueberführung wegen Münzvergehens müsse dann unbedingt den ewigen Verlust des Münzregals und eine hohe Geldbuße an die königliche Kammer nach sich ziehen. Es ist sicher, daß auf diese Weise die Münzverhältnisse eine ungeheure Besserung erfahren hätten, wenn dafür überhaupt die Voraussetzungen vor-

4. Ed. Werner: a. a. O. S. 95—97.

handen gewesen wären und vor allem der Kaiser die Macht dazu gehabt hätte, sich durchzusetzen. Allein hieran hätte jeder Versuch, eine solche Reform in die Wege zu leiten, scheitern müssen, denn kein Fürst hätte jemals ernstlich an freiwillige Einschränkung seiner Macht oder auch nur seiner Rechte und Privilegien gedacht, ebensowenig wie die Städte auf die kleinliche Behütung ihrer Selbständigkeit und der mit ihr verbundenen Rechte verzichtet hätten. Der Verfasser hat in dieser Beziehung die Stellung des Kaisers und die Kräfte der Städte, welche die Reichsgewalt nach seiner Meinung in jeder Weise unterstützen sollten, vollkommen überschätzt.⁵

b) Die Aussichten für die Reichsreform nach Sigmunds Tode.

Die Kunde von dem Tode Kaiser Sigmunds hatte, wie schon erwähnt, alle Hoffnung auf eine weitere Inangriffnahme der Reichsreform in Frage gestellt, da nicht feststand, wie der Nachfolger sich verhalten werde. Aus dieser Stimmung heraus kamen die Kurfürsten auf Vorschlag des Pfalzgrafen Otto bei Rhein überein, dem künftigen Könige ein festes Regierungs- und Reformprogramm vorzulegen,⁶ wobei sie, soweit vor allem das Münzwesen in Betracht kam, die Verhandlungen auf die Ergebnisse des Frankfurter und des Egerer Tages aufgebaut wissen wollten.⁷ König Albrecht II. ging jedoch auf die Wünsche der Kurfürsten nur insofern ein, als er zur Behandlung des ganzen Fragenkomplexes einen Reichstag nach Nürnberg für Juli 1438 ausschrieb⁸ und damit bekundete, daß er gewillt sei, das Reformwerk seines Vorgängers weiter fortzusetzen.

5. Am besten lassen sich die Forderungen aus der damaligen Stimmung der niederen Bevölkerungsschichten erklären, welche in der Erwartung lebten, der Kaiser werde, gestützt auf die Städte, gegen die Meinung der Fürsten die allgemeine Reichsreform durchsetzen. (Molitor: a. a. O. S. 70 ff.)

6. R. T. A. XIII, nr. 28—30.

7. R. T. A. XIII, nr. 38, art. 12.

8. R. T. A. XIII, nr. 199.
